

# RIGAER KINDER



J. Rapa

# Rigaer Kinder.

Humoristische Erzählungen

von

Friedrich Gziesch.

Illustriert von Chr. Spener.


Riga.

W. f. Häcker. 1901.





Дозволено цензурою. — Рига, 7 Мая 1901 г.



Druck von W. J. Häcker. Riga.

## Widmung.

Drei muntere Kinder meiner erzählenden Muse, Deine Kinder, geliebte Vaterstadt Riga, nahen sich Dir im Jahre Deines 700 jährigen Bestehens, und entbieten Dir ihren und ihrer ersten Schwestern herzlichen Festgruß!

Riga, im Mai 1901.

Friedrich Cziesch.

Introduction

The first chapter discusses the history of the subject and the various methods used to study it. It also covers the basic principles and concepts that are essential for understanding the field.

Chapter 2

Chapter 3



## Inhalt.

	Seite.
Eine forcirte Geschichte . . . . .	3.
Eine pechöse Geschichte . . . . .	63.
Eine unverwickelte Geschichte . . . . .	131.



117271

181  
182  
183

Eine forcirte Geschichte.





Ein für die Geschichte



Die verzweifelte Stimmung, in der ich mich damals auf die von der besten Gesellschaft frequentirte Gymnasialbahn begab, ist mir in allen Einzelheiten so sehr erinnerlich, als wär' es mir gestern passiert. Es war Ende der sechziger Jahre. Ich auscultirte bei der Regierung. Unser Präsident (zum Glück das Zartgefühl selbst und noch dazu ein alter Freund meines Vaters) hatte am Vormittag

in verbindlichster Form und, wie es seine Art war, eine Hand still um die andere reibend, zu mir gesagt: „Herr von Billingen, haben Sie die Güte, ein zweites Referat in der Los-treiberangelegenheit an das Ministerium aus-zuarbeiten. Ihr erstes hat sich leider — ver-loren.“ Er riskirte ein kleines Lächeln über sein Wortspiel und ließ mich mit gutem Tact allein.

Deutlicher hätte er nicht werden können. Mein Referat hat sich verloren. Das hieß: es war verwirrt, unlogisch, ohne Sinn. Ich wunderte mich nicht. All' mein Sinnen und Denken, meine Pläne und Entwürfe waren seit einigen Tagen von einem Gegenstande in Beschlag genommen, bei dessen erstem Anblick ich mir das zwar verbrauchte, aber zutreffende Wort gegeben hatte: Die oder Keine. Ver-zweifelter Weise war der erste Anblick der letzte geblieben. Wenigstens hatte ich damals acht Tage lang nichts Anderes gethan, als sie überall und namentlich dort vergeblich zu suchen, wo ich sie zum ersten Male sah. Es war auf der Gymnasialbahn gewesen.



Zu der Zeit hatten die Schlittschuhe noch Riemen und gewaltige Absatzschrauben und das An- und Abschnallen war eine langweilige Procedur. Da dieselbe ohne hilfreiche Hand nur schwer bewerkstelligt werden konnte und ich mich, wo irgend thunlich, gar zu gern in Begleitung meines „Dieners“ sehen ließ (ich war erst 23 Jahre alt), so hatte der Bursch eben meinen linken Fuß in Behandlung, als ich plötzlich vom reizenden Hintergrunde junger, auf dem Eise schwärmender Mädchen eine Gestalt sich abheben sah, deren auffallend schöne Erscheinung mir für einen Augenblick das Athmen benahm. Sie kam an der Seite, wie es schien, einer sehr nahen Freundin, quer über die Bahn auf den Steg zu, der hinauf auf's Ufer führte, und in dessen unmittelbarer Nähe ich saß. Die Figur vornehm, schlank, das reiche, rund aus dem Hut hervorquellende Haar lichtgelb, die Augen dunkel, aphroditenhaft zwinkernd — es war, um „hingerissen“ zu werden! Sie sprach. Wie Beide an mir vorübergingen, hörte ich sie etwas ermüdet sagen:

„Mit Gott, liebe Erna, bin ich fertig.“  
„Aber Ina!“ rief die Freundin im Tone  
äußersten Schreckens.

Gleich darauf waren sie oben angelangt.  
Mit Gott war sie fertig! Ich muß ge-  
sehen, auch mich frappirte dieses Glaubens-  
bekenntniß so sehr, daß ich mich sammeln mußte,  
ehe ich meinem Peep (mit vollem Namen  
Peep Sibbol) zurufen konnte, schnell wieder  
abzuschwallen. Als das endlich geschehen war  
und ich den Steg hinaufeilte, sah ich zwei  
wildmuthige Rappen mit dem Schlitten da-  
vonstürmen, in welchem sie mit der Freun-  
din saß.

Mit Gott ist sie fertig!  
Der kühne, bei ihr zur That gewordene  
Gedanke verließ mich nicht mehr. Er imponirte  
mir. So weit war ich (soll ich sagen: Gott  
sei Dank?) noch nicht. Dazu ihre zündende  
äußere Erscheinung, der standesgemäße Vor-  
name Ina, das mitleidige Lächeln, mit dem  
ich die angelegentlichste Frage der öffentlichen  
Meinung: „kann er eine Frau ernähren?“

zu beantworten in der Lage war, — alles Das concentrirte sich in meinem Innern, wie gesagt, zu dem Entschluß: Die oder Keine. Ich war zwar nur ein jüngerer Bruder, aber meine Mutter hatte mir in einem für ihr „Jüngstes“ immer vorhandenen zärtlichen Augenblick verathen, daß genug da sei, und daß sie Alles mit ökonomischer Hand zusammenhalte. Oekonomische Rücksichten leiteten sie auch, als sie mir den Peep Sibbol mit zur Stadt gab. Der verwaisste Esstknabe war bei uns auf dem Gute gegen kleine Gefälligkeiten seinerseits herangewachsen, drei Jahre jünger als ich, aber eine äußerst praktische Natur. Er benutzte z. B. meinen näheren Umgang, um Deutsch zu lernen, und verfolgte seine Absicht mit großer Hartnäckigkeit. Nur wenn ich mit ihm deutsch sprach, machte er mir allerlei Concessionen in guten Launen und vergnüglichen Gesichtern, sonst nicht.

Als ich endlich, nachdem nichts mehr vom Schlitten zu sehen war, zum Gehen mich wandte, stand Peep neben mir, und ich be-



merkte nicht ohne Genugthuung, daß auch er dem enteiltten Gefährt mit Wohlgefallen nachgeschaut hatte. Unser Geschmack war in vielen Stücken derselbe. Wir rauchten dieselbe Sorte Cigarren, tranken dieselben Weine, benutzten dieselben wohlriechenden Essenzen, und aus seinem zuvorkommenden Wesen gegen die Richte unseres Hausknechts mußte ich schließen, daß er auch in diesem Stück mir nachzustehen nicht willens war.

„Peep, sahst Du?“

„Sahst ich.“

Seine Lernmethode war die primitivste, wie sie kleinen Kindern eigen ist: er sprach Alles nach.

„Wie findest Du das?“

„Wie findest ich das? Gut findest ich das.“

Wiewohl er sich Mühe gab, es nicht zu zeigen, sein Gesicht verrieth ihn. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen, da er meine Aufmerksamkeit von der Richte abgelenkt sah. Ich muß ihm also als Nebenbuhler nicht ganz bequem gewesen sein.

Nun ging es an's Plänemachen. Wir

waren Beide der Ansicht, daß etwas geschehen müsse. Aber dann gingen unsere Meinungen auseinander. Meinem Vorschlag: uns auf der Stelle in verschiedenen Richtungen zur Stadt zurückzuwenden, die Straßen bis zum Dunkelwerden zu durchwandern, eventuell morgen am Tage wieder damit zu beginnen, und so fort, bis wir sie entdeckten, um sie dann nicht mehr aus den Augen zu lassen — sprach Peep jeden vernünftigen Sinn ab. Mit Zufälligkeiten rechne er nie. Eine Schlittschuhbahn sei so viel und mehr werth, als eine Promenade (Promenade), meinte er. „Ihm muß wiederkommen, wie Motte zu Feiger.“ Wenn nicht morgen, so übermorgen. Wir hätten nur eine elegante Kippage (Equipage) zu miethen und täglich bei der Bahn um diese herrnwimmelnde Stunde zu halten, damit uns nicht, wie heute, das bloße Nachsehen bliebe. Nur weil ich es sei, wolle er mir außerdem das Opfer bringen, während der Kanzleistunden, wo ich dazu verhindert sei, die „Bulwars“ und alle anderen „Promenaden“ auf und ab

spazieren zu fahren und ein wachsameres Auge zu haben. Ich dankte ihm auf's Wärmste für seine Opferwilligkeit und wir einigten uns.

Die Equipage wurde gemiethet, aber es blieb Alles umsonst.

Weder ließ sie sich ein zweites Mal auf der Bahn blicken, noch war es Peep's „wachsamem Auge“ gelungen, sie auf seinen Corsofahrten zu entdecken. Wie wenig freundschaftlich seine praktische Natur dabei zu Werke ging, sollte ich noch erfahren. Kurz, sie, auf die Alles ankam, war verschwunden. Und in dem Maße, wie sich das erwies, steigerte sich mein Verlangen, sie noch einmal zu sehen, ihre Spur bis an ihr Haus zu verfolgen, zu erfahren, wer sie sei. Ich käme mir selbst zu nah', wollte ich sagen, daß die damalige Zahl meiner Freunde sich nach der mir so günstigen „Oekonomie“ meiner Mutter bemessen hätte, aber die Zahl war sehr groß. Der Eine oder der Andere mußte doch direkte oder indirekte Beziehungen zu ihrem Hause haben, mußte mich einführen und für das Uebrige mich selbst

sorgen lassen. Doch umsonst legte ich mir das Alles so schön zurecht. Der Möglichkeit, sie könne am Ende nur zu kurzem Besuch hier gewesen und bereits wieder abgereist sein, ging ich beklommenen Herzens aus dem Wege. Das wäre denn doch zu grausam! Warum sollte Er es an mir heimsuchen, daß sie mit Ihm fertig geworden war?

Täglich fuhr ich in's Theater, aus dem Theater in's Concerthaus, aus diesem in einen etwa angesagten deklamatorischen Abend zu wohlthätigen Zwecken, und so fort — aber umsonst, Alles umsonst!

Was Wunder, wenn ich bei derartigem Treiben zuletzt auf dem Standpunkt Gretchens anlangte (meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer) und offenbare Dummheiten beging, wie in dem Referat in der Kostreiberangelegenheit?

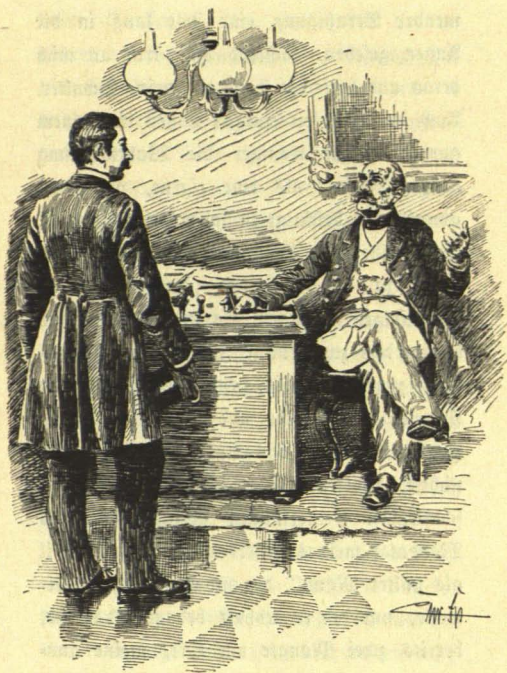
So durfte es nicht bleiben. In meinem Zustande war an Arbeiten nicht zu denken, und ich war es der guten Meinung, die unser Präsident von meinen natürlich ausgezeichneten Anlagen und Eigenschaften gewonnen zu haben



schien, schuldig, mich wohl oder übel zu rehabilitiren.

Nach dem schwachverhüllten Mißtrauensvotum, das er mir ertheilt hatte („Ihr Reserat hat sich verloren“), war der Präsident in sein Kabinet gegangen. Ich folgte ihm dahin.

„Excellenz! ich halte es für meine Pflicht, Ihre freundliche Aufmerksamkeit für einen Umstand in Anspruch zu nehmen, der, wie wenig Gewicht ich anfangs auf ihn legte (er liebte diesen Periodenbau), mich jetzt um so mehr zu beunruhigen anfängt, als er mir bereits Ihr Mißfallen zugezogen hat. Mein Arzt (Du lügst ganz abscheulich, dachte ich, und bist doch mit Gott nichts weniger als fertig) — mein Arzt, den ich vor einigen Tagen um die Ursache eines immer unerträglicher werdenden Druckes auf das Gehirn befragte, schüttelte bedenklich den Kopf, und rieth mir dringend, ja schrieb es mir vor, mich auf die Dauer einiger Wochen jeder geistigen Beschäftigung zu enthalten. Ich ersuche Sie daher um einen vorläufigen zweiwöchentlichen Urlaub.“



Der Präsident hatte sich beim Beginn meines Lügengewebes ein wenig derangirt, stand aber jetzt, nachdem er mir mit zunehm-

mender Beruhigung eine Zeit lang in die Augen gesehen, lächelnd auf, trat an mich heran und legte die Hand auf meine Schulter. Auch er habe seit einigen Tagen in meinem ganzen Wesen weniger die Wahrnehmung meines Arztes, als eine eigene, von jener abweichende bestätigt zu finden Ursache gehabt. Er schreibe seine Wahrnehmung einem „Umstand“ zu, der auch ihn „um so mehr zu beunruhigen anfange“, als jener Umstand sich bereits das zweideutige Interesse der Gesellschaft zugezogen habe, denn meine und meiner Freunde potologische und diesen coordinirte Praktiken hätten das Anziehende des noch nicht Dagewesenen. Er erlaube sich diese freundschaftlichen Bemerkungen übrigens nur als Mandatar meines Vaters und für seinen Theil als „alter Mann“, der mir von Herzen wohlwolle, und der es lebhaft bedaure, daß ich, bereits zwei Monate am Ort, meine ausgezeichneten Creditive noch nirgends bei der Gesellschaft abgegeben, ja selbst seinem Hause nur einen ersten und letzten Besuch gemacht



habe. Es sei ja (eine Hand still um die andere reibend) ganz in der Ordnung, daß zwei so alte Leute, wie seine Frau und er keine Ansprüche machen dürften, und eben in diesem Sinne hätte die Präsidentin mir damals angezeigt, daß mit der bevorstehenden Entlassung der Tochter aus der Pension wieder Leben in's Haus kommen werde. Aber neugierig scheine ich nicht zu sein.

Darauf schnell in den Büreauton einlenkend, bewilligte er den erbetenen Urlaub.

Ich hatte ihn angehört mit der Würde eines jungen Mannes, der ganz Anderes zu thun hat, als sich über die Empfindlichkeiten eines alten Mannes zu ärgern, und empfahl mich mit derselben Würde.

Gleichgültig, wie schon manchmal in diesen acht Tagen, ging ich den „frischen Austern“ bei der Börse vorüber und hielt die hier und dort mich anhaltenden Freunde durch ein möglichst gelangweiltes Gesicht mir drei Schritt vom Leibe. Eine unendliche Apathie hatte sich meiner bemächtigt. Alles erschien mir er-



bärmlich, und ein mir begegnender schlanker Jüngling, der, ein junges Mädchen am Arm führend, glückstrahlend zu ihr niedersah, — höchst lächerlich. Liebe ist: sich hingezogen fühlen zu einer Erscheinung, die der Nachbar ganz unangefochten ansieht, dachte ich mit einer Art Trost und langte zu Hause an.

Sie bemerkten mich nicht gleich: Peep Sibbol und die Nichte. Sie standen im Corridor sich gegenüber: er, die Hände auf dem Rücken, an die Einfassung meiner Zimmerthür gelehnt — sie, in derselben Auslage, an die scharfe Kante der offenen Bodenthür gelehnt, die sie mit dem Rücken hin- und herschaukelte. Kein Wort wurde gewechselt.

So hatte ich denn auch diesen Zweig meiner täglichen Beschäftigung vernachlässigt und der praktische Sibbol nutzte den Umstand auf's Angelegentlichste aus.

Als man mich erblickte, lief sie die Treppe zum Boden hinauf — Peep Sibbol blieb ruhig stehen.

Er wollte mich provociren. Es nagte an

ihm seit gestern Mittag, wo ich eine Entdeckung machte, die mich vermuthen ließ, daß er seine eigene Sache auf Kosten der meinigen betreibe, und die einer Verrätherei so ähnlich sah, daß ich von den „schmerzlichsten Empfindungen“ ergriffen wurde. Wie ich nämlich gestern eine Stunde früher als gewöhnlich den Weg über den großen Boulevard nach Hause nehme, sehe ich meinen zum Zweck der Entdeckungsfahrten gemietheten Luxuschlitten daherbrausen und in dem Schlitten, in meinen besten Pelz gehüllt (den zweitbesten trug ich) — Peep Sibbol mit der Nichte.

Er, der meinetwegen ein wachsamcs Auge haben wollte, dem ich meinen wärmsten Dank gesagt hatte für seine Opferwilligkeit, — da saß er nun und war so angelegentlich versunken im Anblick seiner Dame, daß erst sie ihn auf meine Erscheinung aufmerksam machen mußte. Meiner Erziehung, nicht meinen Empfindungen folgend, grüßte ich die Herrschaften höflich und schritt, tief gekränkt in meinem Vertrauen, ohne mich umzusehen, weiter. Zu

Hause angekommen, fand ich Peep bereits vor und in sichtbarer Erwartung, daß ich ihn über den Fall interpelliren werde. Aber zu schwere Kränkungen machen stumm, und da Peep Sibbol, hartnäckig, wie er war, seiner Würde auch nichts vergeben wollte, so hatten wir seit gestern kein Wort miteinander gesprochen.

Heute blieb er also ruhig stehen, die Hände auf dem Rücken, die Beine weit vorgestreckt, als erwarte er, daß ich, darüber stolpernd, wenigstens „Pardon!“ sagen werde. Gelassen umging ich jedoch das Hinderniß, öffnete meine Thür, warf Hut und Pelz von mir und mich selbst auf die Couchette. Wer noch nicht zähneknirschend gelacht hat, der wird nicht verstehen, wie mir zu Muth war, auch wenn ich es ihm sage. Wie toll wirbelten die Qualen der letzten acht Tage in höhnischen Grimassen an meinen Augen vorüber, als ich recapitulirend dalag: mit Gott ist sie fertig. Sie oder Keine. Spurlos verschwunden. Ruheloses Suchen. Theater, Concerthaus, declamatorische Abende. Darüber Alles vernachlässigt: Amt, Richte

und Gesellschaft. Reputation verloren. Berathen von Sibbol, bemitleidet vom Präsidenten, mit Gott ist sie fertig; verrückt zu werden!

Und so entstand die verzweifelte Stimmung, in der ich mich damals auf die Gymnasialbahn begab.

Die Equipage, Peep Sibbol, meine 23 Jahre — Alles hatte ich zu Hause gelassen, mir war Alles einerlei. Mechanisch, wie ich den Weg zur Bahn gefunden, schnallte ich mir die Eisen an, zog die Pelzkappe tief in die Stirn, legte die Arme übereinander und glitt, melancholisch weite Bogen beschreibend, unter die bunte Menge. Ich übersah heute, wie sich das wiegte und schmiegte, Hand in Hand, Arm in Arm, und wie die zur Zeit nicht Engagirten ringsherum saßen oder standen und kritisirten — ganz wie auf dem Ball. Kannte ich hier an, ward ich dort fast ungerannt, Dame oder Cavalier — es war mir Alles einerlei. Zuletzt schob mir ein Stoßschlitten, dessen muntere Bahn ich durch meine



melancholischen Bogen fortwährend gekreuzt haben mochte, das Stützbein weg und ich fiel.

Wenn kleine Leute fallen (wörtlich oder bildlich) — die Welt kümmert sich nicht darum. Ich aber messe auch ohne Absätze und Schlittschuhe meine eigenen sechs Fuß und darüber und, das will was sagen. Am ungezwungensten lachte ganz in meiner Nähe ein reizendes Ding von Backfisch, und diese Schadenfreude war es, die mich wieder zu mir selbst brachte. Ich wollte es dem übermüthigen Grübchengesicht heimzahlen. Wie? das wußte ich selbst noch nicht. Vorläufig machte ich verschiedene kühne Wendungen, die darthun sollten, daß über einen Läufer, wie ich, gar nicht zu lachen sei, ergriff dann einen ledigen Schlitten und stieß wie ein Habicht auf mein Opfer.

„Darf ich bitten?“

Schon hatte die Engagirte sich auf dem Stuhl so recht bequem eingerichtet, da — alle Engel! — mein Herz fing überlaut zu pochen an — da kam sie den Steg herab,

am Arm derselben Freundin, von einem Diener gefolgt.

Ich stand wie angefroren.

Mein Opfer sah sich ungeduldig nach mir um.

Was Opfer, was Rache! es war Alles vergessen, vergeben, untergegangen auf einen Wink der großen Versöhnerin Liebe!

Endlich sehe ich sie wieder! Und sollte ich wie ein aus der Schule heimkehrender Knabe mich hinten an ihren Schlitten hängen — noch einmal spurlos verschwinden durfte sie mir nicht mehr.

Wieder sah sich das grübschenbewusste Backfischlein nach mir um, und jetzt schon erstaunt, unwillig. Ja, das kennt seine Rechte von Kindesbeinen an! In der That hätte ich ebenso gut im Ballsaal eine Tänzerin zum Balzer aufgefordert haben und sie, ohne mich von der Stelle zu rühren, im Arm halten können. Als sie mich so gleichgiltig gegen ihre Grübschen dastehen sah, war sie mit einem Satz vom Schlitten herunter.

„O mein gnädiges Fräulein ic.,“ wollte ich mich eben entschuldigen, als zum Glück ein Alles ausstechender Secundaner seinen Schlitten neben den meinigen schob, mich grimmig musterte und dann erst gegen die Grübchen deckelte. Sie verabschiedete mich sofort, und zwar mit einer so wohlstudirten Miene gründlicher Verachtung, daß der Secundaner mich wie Rechenenschaft fordernd ansah, und nahm das Engagement an.

Es war die höchste Zeit. Dahin, wo es Lichtgeld schimmerte, drängte sich ein halbes Duzend Stühle. Im Moment war ich mit dem meinigen vor ihr.

Stumm, die Hand militärisch grüßend an der Kappe, als sei ich im Besitz eines projectirten Grußablösungszeichens, verneigte ich mich gegen die herrliche Erscheinung mit ziemlich täuschend nachgemachtem Mangel an Interesse.

Derartig erregte Gefühle, wie ich ihnen augenblicklich unterlag, sind wir gewöhnlich bemüht, durch eine äußere Gleichgiltigkeit zu verheimlichen.

Sie schlug den grauweißlichen Schleier nachlässig zurück und sah mich auf einem weiten Umwege über meine ganze Figur wie Einen an, von dem man nicht gleich weiß, ob man über ihn lachen oder sich ärgern soll.

Natürlich! ist sie nicht mit Gott fertig geworden, und du, Billingen, wagst es, ihr mit Schauspielermitteln zu kommen?!

Schnell hatte ich die Kappe nach allen Regeln der Etikette gezogen und mit meiner vor innerer Bewegung dramatisch klingenden Bassstimme hinzugefügt:

„Gnädiges Fräulein — darf ich bitten?“

Schweigend, abgemessen, stolz bestieg sie den Tritt und ließ sich auf den Stuhl nieder.

Ich athmete auf. Mit ähnlichen Geberden und Phrasen hatten auch schon meine Mitcombattanten um den Sieg der augenfällig schönsten Dame der Bahn sich und ihre Schlitten zur Verfügung gestellt, aber die Herrlichste war gerecht, und mir, als Zuerstgekommenem, gebührte daher der Vorzug.

Es steht geschrieben: „Beim Beginn einer



Unternehmung und am Schluß derselben ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.“

Daran dachte ich, als ich den Stuhl mit der lieben leichten Last langsam vor mir herschob. Wie beginnen? Ich fühlte, daß meine Stimme zittern würde, wenn ich jetzt spräche. Ich mußte mich sammeln. Es war zu unverhofft gekommen. Vor einer Viertelstunde noch in Verzweiflung über das vollständige Mißlingen aller von mir zur Entdeckung ihrer Zugehörigkeit angestregten Maßnahmen, gequält bis zum Berrücktwerden von dem einen und einzigen Gedanken an ihr spurloses Verschwinden — und jetzt? nur wenig brauchte ich mich vorzubeugen und das schöne Angesicht, dies herrliche Goldhaar, diese, wie ich jetzt entdeckte, durch die langen schwarzen Wimpern so dunkel erscheinenden Augen waren mir nah', ganz nah'.

Aber ich hatte schon unerlaubt lange geschwiegen. Die Bahn war bereits zur Hälfte umfahren. Irgend was!

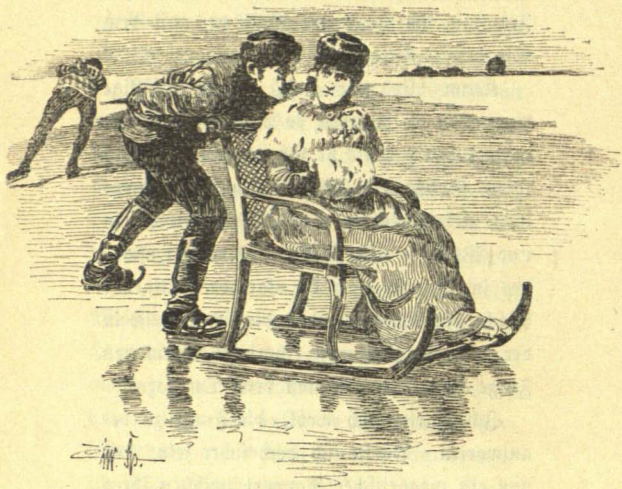
„Gott weiß (Sie sehen, mein gnädiges Fräulein, ich fange mit Gott an, mit dem Sie bereits fertig sind) . . .“

Raum blieb mir Zeit, meine zufällige Parenthese zu schließen, so plötzlich, so unvornehm plötzlich hatte sie sich umgewandt. Auf ihrem Gesicht war Alles in Unordnung gerathen: Ueberlegenheit, Stolz, Selbstbewußtsein und Würde — alle Mächte des Culturzustandes im Aufruhr gegen die eine überwältigende Macht des Naturzustandes, die sich siegreich in der unausgesprochenen, verdußt-communen Frage äußerte: wie kommst denn Du dazu?

Ich hütete mich wohl, die Frage zu beantworten. Durfte ich doch sicher sein, daß nun ein magnetischer Rapport zwischen ihren Gedanken und mir hergestellt war, und daß ich die Dauer dieses Rapports durch die Natürlichkeit meiner Erklärung nur verkürzen würde. Es konnten keine zwei Secunden darüber vergangen sein, als ich fortfuhr:

„Gott weiß, wie es zugeht . . .“

„Pardon! daß ich ihre Appellation an Gott



unterbreche!“ fiel sie mir spöttisch in's Wort.  
 „Ich könnte Ihnen zur Noth auch sagen, wie  
 es zugeht: etwa durch Horchen an der Wand.“

„Donnerwetter, mein gnädiges Fräulein,  
 das ist stark!“

In diesem Augenblicke kam ihre Freundin,  
 von einem flachsblonden, grünbedeckelten Poly-

techniker pfeilschnell dahergeschoben, uns zu Gesicht. Die Blicke derselben lachten vor Vergnügen und Lust und deutlich war in ihnen die Frage und gleichzeitige Auskunft zu lesen: „Wie amüfirt Dich der Deinige, liebe Ina? der Meinige amüfirt mich herrlich!“

„Un barbare!“ So lautete unsererseits die hinübergerufene Antwort, begleitet von einer so sprechenden Wendung des Kopfes rückwärts, daß ich unmöglich im Zweifel bleiben konnte, wen sie damit meinte.

Das ärgerte mich und im Aerger ließ ich mich zu der kläglichen Aeußerung verleiten: sie urtheile ein wenig schnell.

„Ich wünsche abzustiegen,“ sagte sie demzufolge.

Jetzt galt es, dreist sein, oder Alles war verloren.

„Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen,“ begann ich. Aber ich werde ihn (wenn auch mit Bedauern) erfüllen, sobald es mir gelungen sein wird, mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Mein Name ist von Billingen. Sie



können nicht wissen, gnädiges Fräulein, welcher unschätzbaren Werth ich auf Ihre hoffentlich erreichbare Ueberzeugung von der Culturfähigkeit meiner Person lege . . .“

„Mein Herr (sie hatte meinen Namen, wie sich später ergab, vollständig überhört), ich verlange abzustiegen!“

Sie unterstrich, sich heftig umwendend, dieses „ich verlange“ so gebieterisch, daß mir der Schreck in die Glieder fuhr; doch nahm ich mich zusammen und bedauerte, mich auch gegen ihr Verlangen ablehnend verhalten zu müssen; und wenn mich die Blicke aus ihren Augen auf der Stelle erschlugen — es wäre mir besser, als zu leben und so schmähslich verkannt und mißverstanden zu sein.

Sich halb erhebend, schien sie nun den Versuch machen zu wollen, abzuspringen, eine Möglichkeit, deren Ausführung ich dadurch verhinderte, daß ich den Schlitten mit größerer Geschwindigkeit über das Eis dahingleiten ließ. Als wir uns der Stelle näherten, wo ihr Diener stand, winkte sie ihn herbei.

Ihre Absicht, mich dem Goldbetrefften zu überweisen, kränkte mich weniger, als mich der unerwartete Anblick meines Peep Sibbol erfreute. Er war (was ich gewissermaßen für eine, die kleine Mißhelligkeit zwischen uns beseitigende Erklärung hinnehmen sollte) in seiner eigenen Garderobe (Blau mit Silber) erschienen und stand jetzt, von dem Kollegen (Grün mit Gold) nachlässig gemustert, unbesfangen an dessen Seite.

Ich rief ihn an.

Biel früher, als der alternde Colleague, erreichte Sibbol unser Gefährt, und ich stellte ihn, während er neben uns einherlief, meiner Dame als für alle Fälle und namentlich gegen mich verwendbar vor und zur Verfügung.

Mochte nun die für sich sprechende Erscheinung Sibbols (Blau mit Silber) etwas dazu beigetragen haben oder nicht, aber die Herrlichste machte von meiner Gefälligkeit keinen Gebrauch, sah sich auch nicht weiter nach dem herbeigewinkten Grün mit Gold um und ließ mich nur durch das Spiel ihrer

Schultern merken, daß sie neugierig sei, zu erfahren, wie weit ich es noch treiben werde. Ich entließ Peep, als vollziehe ich einen erhaltenen Befehl meiner Dame, mit der Weisung, dem ehrenwerthen Grün mit Gold Gesellschaft zu leisten, indem ich von seinem praktischen Verstande erwartete, er werde verstehen, was ich nur durch Zeichen auszudrücken in der Lage war, den Collegen auszuforschen.

Mittlerweile waren wir bereits zweimal rundgefahren, ohne daß ich meinem Ziel nur um so viel näher gekommen wäre, als erforderlich ist, sich Jemand zum Anhören dessen geneigt zu machen, was wir zu sagen vorhaben. Mein Passagier schien sich lediglich dem Zwang der Verhältnisse zu fügen, denn das immer noch anhaltende Spiel der Schultern, die jetzt wie fröstelnd eingezogen waren, bewies zur Evidenz die Tiefe und Stille der gegen einen Zubringlichen gehegten Verachtung. Mein Muth sank. Warum mußte ich ihr gegenüber Mangel an Interesse heucheln,

warum ihr Glaubensbekenntniß übermüthig verspotten, ihren Willen für nichts achten und in ihrem Namen Befehle ertheilen, die sie mir nie gegeben? Es war zu spät, darüber nachzudenken. Wir begannen, wie gesagt, die Bahn zum dritten Male zu umfahren. Sie ließ es darauf ankommen.

Wenn sie, dachte ich, bis an's Ende mit diesen Schultern verharret, so hast du dich lächerlich gemacht.

In meiner schrecklichen Lage fiel mir die Werbung des dritten Richard ein. So schwer verletzt wie Anna war Ina immerhin nicht. Es mußte versucht werden.

„Ich weiß nicht,“ hub ich an, den Schlitten mit einer Hand fortschiebend und mich so in die Möglichkeit versetzend, an der Seite des Stuhles laufen zu können, — „ich weiß nicht (ihr mitleidiges Achselzucken bedeutete hier so viel wie: Gott weiß es sicher), wie ich mein Benehmen vor Ihnen, mein gnädiges Fräulein, rechtfertigen soll, aber eine Rechtfertigung ist möglich. Es kommt nur darauf



an, ob Ihre Güte die Umstände, von denen jenes Benehmen begleitet gewesen ist, anzuhören und zu erwägen geneigt sein möchte. Als ich Sie heute die Bahn betreten sah (ich sehe Sie in meinem Leben überhaupt zum zweiten Male), da war ich eben im Begriff, meinen Schlitten, auf welchem eine junge Dame sich bereits häuslich niedergelassen hatte, in Gang zu bringen. Allein es blieb bei dem Begriff. Warum? Nun, es ist die alte Geschichte. Ich behielt unverwandt alle Ihre Bewegungen im Auge, und die, wie sich erwies, nicht unbegründete Furcht, ein Duzend Cavaliere dürfte mir im nächsten Augenblicke, Sie zu engagiren, zuvorkommen, benahm mir jede Besinnung. Ich kam nicht von der Stelle und hatte die junge Dame vor mir gänzlich vergessen. Natürlich empörte sie diese Tactlosigkeit, und ich konnte es nicht hindern (das Schlimmste ist: ich mochte es nicht hindern), daß sie meinen Schlitten verließ. Die junge Dame war eine viel zu hübsche Erscheinung, um nicht sofort andererseits auf-

gefordert zu werden; ich glaubte aber meine Unart dadurch wieder gut zu machen, daß ich mich beeilte, Ihnen, mein gnädiges Fräulein, auf meinem Schlitten den so theuer erstandenen Platz anzubieten. In welcher Weise mein Antrag in der Verwirrung, die mich beherrschte, gestellt war, das weiß ich nicht mehr, kann aber aus der demüthigenden Musterung, die Sie dem Antragsteller angedeihen ließen, ermessen, daß Ihr Unwille berechtigt und am Platze war. Ich bitte Sie, der Epitheta sich nicht zu erinnern, die Sie mir nach den ersten Worten, die wir wechselten, beizulegen Veranlassung fanden. Könnten Sie dagegen auch einen Theil dessen vergessen, was ich mir im Aerger gegen Sie herausnahm — mein gnädiges Fräulein — ich wäre sehr glücklich.“

Ja, das ist der Segen Shakespearescher Gedanken! So Mancher, der das Zeug dazu nicht hat, webt es sich aus ihnen, schneidet es sich nach Bedürfniß zu, und wenn zu nichts weiter — zu einer Kappe des Witzes oder zu einem Käppchen der Weisheit reicht es für den Augen-

blick sicher aus. Ich war so glücklich, einen Hochzeitsfrack aus meinem Gewebe zu schneiden. Die Herrlichste gab zuerst ihren Schultern die ihnen so lange vorenthaltene Freiheit und Ungezwungenheit wieder; dann änderte sie, sehr zu meinem Vortheil, ihre Profilstellung, und eine Minute nach Schluß meiner Rede, die zum Text hatte: „geschah ja Alles, Anna, nur um Dich,“ sagte sie, ich glaube, nur der Consequenz halber und den jetzt langsamen Gang des Schlittens zum Vorwand nehmend:

„Ich möchte Ihre Kräfte nicht länger auf die Probe stellen, mein Herr. Haben Sie die Gefälligkeit, mich in die Nähe meiner Freundin zu bringen, wo ich abzustiegen wünsche. Bitte dorthin!“ Sie gab mir die Richtung an.

„Nur noch ein einziges Mal rund — bitte!“

Keine Bewegung des Unwillens, kein Schulternspiel mehr! im Gegentheil: im huldvollen Tone:

„Aber Sie scheinen in der That sehr ermüdet.“

„O, mein gnädiges Fräulein, schließen Sie doch nicht, ich bitte, aus dem langsamen Gang des Schlittens auf die Abnahme meiner Kräfte. Sehe ich denn wirklich danach aus? Ich bin nur zu ernst, um zu eilen. (Sie lachte.) Der Geist dieser guten Handelsstadt ist noch nicht über mich gekommen. Hier wird Alles mit ernster Eile betrieben. Alles eilt hier sehr ernst, schnell alt, schnell klug, schnell reich zu werden, schnell zu bauen, schnell zu heirathen (um es schnell noch ein paar Male thun zu können) und schnell mit Gott fertig zu werden. (Sie sah sich um, aber ihr strafender Blick schien es jetzt nicht sehr genau zu nehmen.) Der Ernst, mit dem ich Ihre Gesellschaft in die Länge zu ziehen suche, paßt schlecht zu der Eile, mit der Sie der meinigen ledig zu werden trachten. Eine laufende Procession. Ein galoppirender Leichenzug. Wie gefällt Ihnen das?“

„Drollig genug, wie Ihr Ernst selbst.“  
Und dazu lachte sie.



Bringt nur Jemand zum Lachen, und ihr habt ihn halb gewonnen.

Aber ich wollte sie ganz gewinnen.

Es war psychologisch nur zu gewiß, daß sie, trotz alles inzwischen Vorgegangenen, im Hintergrunde ihrer Gedanken noch immer die Frage ventilirte, wie ich zu ihrem gewissermaßen als Ohrenbeichte abgelegten Glaubensbekenntniß: „mit Gott bin ich fertig“ gekommen sei. Es war ebenso gewiß, daß es ihrem weiblichen Gemüth eine große Erleichterung gewähren werde (das auf gut Glück mir zugeschleuderte Kraftwort „Horschen an der Wand“ that es sicherlich nicht), Genaueres darüber zu erfahren. Und es war nicht minder gewiß, daß Derjenige sie sich verpflichten werde, der, unaufgefordert, ihr diese Erleichterung verschafft.

„Wenn ich Sie, mein gnädiges Fräulein, jetzt nur noch eine Minute aufhalten dürfte.“

Und darauf theilte ich ihr mit, welcher Zufall mich Mitwisser einer Eröffnung werden ließ, die ihre Freundin in Schrecken und mich auch in einige Angst versetzte. Auf die Form

(Jeder mag seine eigene haben) komme es hier durchaus nicht an. „Aber — verzeihen Sie mir, mein gnädiges Fräulein — so blutjung und nicht mehr glauben, lieben, hoffen (in diese schöne Form fasse ich Gott), — so verschwenderisch reich vom Schöpfer für diese Welt ausgestattet und nun seiner so gänzlich vergessen, — bei vielleicht siebzehn Jahren mit Gott fertig sein — Sie werden mir beipflichten — ist noch toller als eine laufende Procession.“

Sie schien verlegen. Wenigstens schwieg sie, das Haupt etwas vornüber auf die Brust geneigt. Erst nach einer geraumen Weile pläzte sie lachend in die Worte aus: „Es war dumm!“

War es dumm, so zu denken, wie sie über Gott dachte, — war es nur dumm, weil sie es laut gedacht hatte und ich nun darum wußte, — war überhaupt die ganze Geschichte dumm? — mir konnte es gleichgiltig sein. Froh, diese in späteren traulichen Stunden mit verlegenem Lächeln immer wieder erneuerte und ratificirte Concession erlangt zu haben, stieß ich jetzt den

Schlitten wie der Wind so schnell vor mir her und benutzte den kleinen Rest der mir stillschweigend zugestandenen Minute zu einigen vorsichtig angedeuteten Sprüngen auf das Gebiet des nächsten Wiedersehens.

Sie erwiderte meine Pas zwar ausweichend, aber doch mit jenem durchsichtigen Hoffnungschimmer, welchen nicht abgeneigte junge Damen ihren Antworten zu geben verstehen, und damit hatte dieser erste Tanz mit Ina (sechsmal rund) sein Bewenden. Ich brachte sie ihrer Freundin zurück und erlaubte mir, den Umstand, daß meine Dame nunmehr eine zweite, dritte, vierte anderweitige Aufforderung dankend ablehnte und mit ihrem Gefolge die Bahn verließ, dahin zu deuten, daß sie an mir bereits vollkommen genug gehabt — ich meine: daß sie die von mir erhaltenen angenehmen Eindrücke nicht zu verwischen, sondern dieselben unmittelbar mit nach Hause zu nehmen gedenke.

„Geschwind, Peep, die Schlittschuhe herunter!“

Ich hatte mit Genugthuung wahrgenommen, wie Grün von Blau und Blau von Grün sich durch ein angemessenes Lüften ihrer Hüte verabschiedeten, wollte aber doch meinerseits auch nichts außer Acht lassen.

„Ist die Equipage da?“

„Kipipage ist da.“

„Hast Du was erfahren?“

„Hast ich.“

Er erzählte mir darauf, ohne mit dem Abschnallen Zeit zu verlieren, wie er freilich mit dem Grünen nicht viel anzufangen im Stande gewesen wäre, da derselbe ein Russe sei und Sibbols Kenntniß der russischen Sprache sich lediglich auf einige Kraftausdrücke und Pferdewendungen beschränkte, die er zwischen Berro und Petschur aufgelesen hatte, — so viel indessen sei ihm zu ermitteln gelungen, daß seines Collegen Herrschaft Staatsrath titulirt werde und Heidenstädt heiße.

Bei Nennung dieses Namens ergriff mich eine so ausgelassene Freude, daß ich Peep Sibbol auf offener Scene laut für meinen Freund erklärte und ihm in Gedanken, doch unwiderwärtlich,



den ehelichen Besitz der Richte und eine Aussteuer zusicherte, wie er sich dieselbe von Kindheit an gewünscht: Pferd und Equipage zum Betrieb des Fuhrmannshandwerks.

Einer meiner Zechgenossen hieß nämlich Heidenstädt, sein Oheim war Staatsrath, und nichts war mir leichter, als durch ihn in der Familie bekannt zu werden.

Die nächsten zehn Minuten bestätigten vollkommen die Ermittlungen Sibbols. Ich war in meinem Schlitten den scharf ausgreifenden Heidenstädt'schen Rappen gefolgt, und zwar so glücklich, daß mein ehrerbietigster Gruß von ihr noch erwidert werden konnte, ehe sie mit der Freundin das mir bekannte Heidenstädt'sche Haus betrat. Die Eigenheit junger Mädchen, sich, bevor sie die Straße verlassen, nach dem Wege umzusehen, den sie gekommen, kam mir dabei natürlich zu statten.

Also Ina von Heidenstädt. Und Leo ihr Better. Und das muß ich erst jetzt erfahren?!

Auf der Fahrt nach Hause sann ich darüber nach, wie ich noch heute, womöglich gleich,

mit ihm zusammenkommen könnte. Er lebte ein etwas ungebundenes Leben. Wir wurden gut bekannt in Folge eines großen Vertrauens, mit dem er mich auf Kosten meiner ökonomischen Frau Mutter beehrte. Seitdem erfreute ich mich seines Vertrauens immer häufiger und regelmäßiger, so daß mir heute dieses seit fast acht Tagen ausgebliebene Vertrauen (er fand mich nicht zu Hause) ordentlich weh' that.

Noch sann ich, in meiner Wohnung angelangt, darüber nach, ob ich Peep nach ihm ausfenden und, um die Sache nicht auffallend zu machen, noch ein paar Freunde hinzuladen solle, als die Thür aufging.

„Tag, Billingen!“

„Heidenstädt — Moën!“ Ich war wirklich erfreut.

„Fahren Sie mit!“

„Wohin?“

„Spritz.“

„Weiber dabei?“

„Oui.“

„Om! Dann nicht.“

Nicht daß ich sonst in diesem Punkte penibel gewesen wäre (die den „potologischen coordinirte Praktiken“ bezogen sich darauf), aber heute hatte ich so eine Art Weihe empfangen und die Sache widerte mich plötzlich an.

„Aber,“ nahm ich die Unterhaltung, an der meinem Besuch übrigens nicht viel gelegen schien, wieder auf, — „da fällt mir ein: wir sollten wirklich einmal eine Ausfahrt mit Damen arrangiren. Augenblicklich ist die Bahn prachtvoll. Haben Sie Schwestern?“

„Gottlob nein.“

„Wollen Sie nicht Ihren Pelz ablegen? Wir machen vielleicht eine Partie . . . Oder sonst bekannte Damen?“

Er antwortete nicht und folgte meiner Aufforderung, den Pelz abzulegen, nur in Bezug auf seine Pelzmütze, mit der bedeckt er gefessen hatte. Dann nahm er vom Tisch eine Cigarre, beschnitt sie sauberlich, rauchte sie an, that ein paar Züge und sah nach seiner Uhr — alles Anzeichen, die auf ein neues

Vertrauen deuteten, mit dem mich zu beehren er ohne Zweifel hergekommen war.

„Was meinen Sie zu einer Ausfahrt mit Damen, Heidenstätt?“ begann ich von Neuem. „Ich hätte Lust, den Podräd auf meine Rechnung zu nehmen. Sie müßten dann freilich für Damenbetheiligung sorgen . . . Haben Sie nicht eine Cousine?“

„Hören Sie, Billingen: können Sie mir nicht bis zur nächsten Woche 25 Rubel geben?“

Er hatte noch nicht ausgedet, als mein Taschenbuch bereits in meiner Hand und offen war.

„Brauchen Sie nicht mehr, Heidenstätt?“

Zu jeder anderen Zeit wäre ein Compromiß zwischen uns zu Stande gekommen, demzufolge er mit 10 Rubeln zufrieden gewesen wäre.

„Fünzig wären mir lieber,“ sagte er, nachdem er mich einen Augenblick scharf fixirt und nichts als Aufrichtigkeit und Freundschaft in meinem Gesicht entdeckt hatte.

Im Besiß dessen, „was ihm lieber gewesen wäre,“ wurde Better Heidenstätt ge-



sprächiger. Ein Podräd mit Damen sei gar nicht „ohne“. An Betheiligung werde kein Mangel sein. Ein Prachtstück habe er in einer Freundin seiner Cousine entdeckt. (Der Meinige amüsirt mich herrlich, dachte ich.) „Ein Goldstück im reinsten Sinne,“ fuhr er beredt fort. „So gut wie eben aus der Münze gekommen. Sie hat mir zur ersten Française zugesagt für den Ball, der nächste Woche beim Ohm stattfinden soll. Ich habe den Auftrag, Herren einzuladen. Sie, Billingen, stehen natürlich an der Spitze meiner Liste . . . Ein seltenes Prachtstück!“

Lieben ist: sich hingezogen fühlen zu einer Erscheinung, die der Nachbar ganz unangefochten ansieht, sagte ich mir wieder zum Trost, und dieses Mal als Erklärung für das Unbegreifliche, daß Better Heidenstädt in der Freundin suchte, was er doch in seiner herrlichen Cousine längst gefunden haben mußte. Ich wünschte ihm aufrichtig Glück zu seiner Neigung und feuerte ihn mit allen mir zur Verfügung stehenden

Ueberredungsmitteln so sehr zum Vorgehen in dieser Richtung an, daß er zuletzt in Gluth gerieth und meine Vorstellungen hinsichtlich unseres unmoralischen Junggesellenlebens mit einem positiven: „Sie haben Recht, Billingen: wir müssen heirathen“ beantwortete.

Daß diese seine Aeußerung, für den Augenblick wenigstens, keine leere Phrase war, bewies er dadurch, daß er auf meinen nun wiederholten Vorschlag, bei mir eine Partie zu machen und die Spritzfahrt für seine Person aufzugeben, bereitwillig einging.

Im Begriff, sich zu entfernen, um abzusagen, blieb er zögernd bei der Thür stehen, wandte sich zögernd um und entschloß sich erst nach längerem Sinnen zu der von einem mißtrauischen Blicke begleiteten Frage: „Billingen, kennen Sie sie noch nicht?“

Ich begriff, daß das Eifersucht sei. Und da ich nichts weniger im Schilde führte, als ihn bei der Freundin seiner Cousine auszustechen, ihn auch nicht in unnütze Conflict mit dem flachsblonden „Zhrigen“ bringen wollte, so

verschwieg ich ihm, daß ich dem „Goldstück“ heute allerdings flüchtig in die Bildseite gesehen, und antwortete frischweg: „Rein.“

Er schien noch immer nicht überzeugt.

„Berkehren Sie denn nicht bei . . .“

„Bei?“

Die Erwägung, daß Einer an Eine nicht denken kann, wenn Einer nicht weiß, wer Eine ist, mochte ihn bestimmt haben, nicht weiter zu gehen. Er blinzelte mich nur schlau an und verschwand . . .

Als ich am anderen Tage gegen Mittag erwachte (wir waren gestern Abend unserer allmählig ein halbes Duzend geworden und ich hatte mir in meiner Freude des Guten ein wenig zu viel gethan), rapportirte mir Peep Sibbol, der allem Anschein nach die Folgen der vergangenen Nacht auch nicht ausgeschlafen hatte und sehr bleich und jämmerlich ausah, daß sie heute im Himmel säubern und reinigen, und daß die Luft davon ganz weiß sei.

„Was meinst Du damit, Du Heide?“

„Was meinst ich damit — Stehgeschmöber meinst ich.“

Damit zog er, wie im Gefühl dessen, daß seine nähere Erklärung denn doch noch einer Demonstration ad oculos bedürfen möchte, den dunklen Fenstervorhang meines Schlafzimmers zurück, und ich nahm mit schmerzlicher Enttäuschung wahr, daß draußen ein Schneegestöber wüthe, wie man es nicht besser auf dem Würzjerw haben konnte.

Bei dem Wetter wird weder sie, noch sonst ein Mensch die Bahn betreten, sprach ich laut zu mir selbst. Und — „mein Arzt rieth mir dringend, ja schrieb es mir vor, mich jeder geistigen Beschäftigung zu enthalten!“ Bei der fülligen Frische, bei der Lebenslust, die ich jetzt in meinen Adern fühlte, bereute ich doppelt, den Präsidenten so schlecht belogen zu haben. Wie gern hätte ich heute gearbeitet, wie sicher hätte ich der Lostreiber Sache behandelt! Was sollte ich nun mit diesem Tage, mit den folgenden Tagen beginnen?

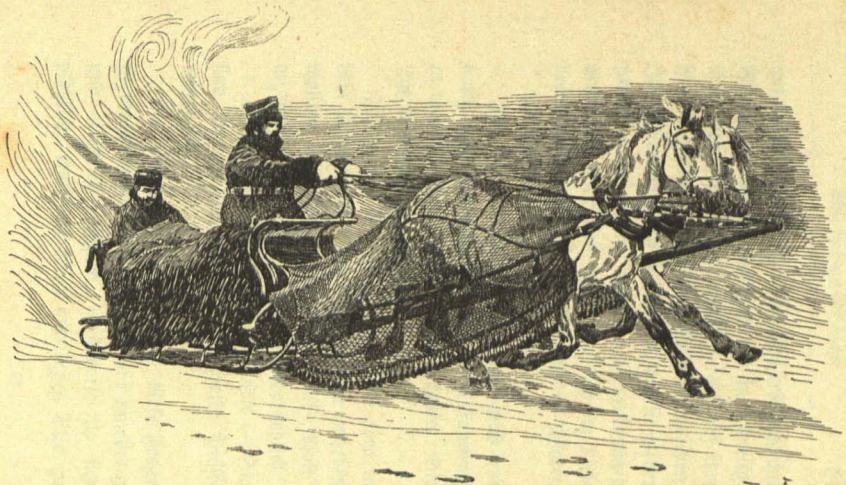
Der Präsidentin heute einen Besuch machen?



Der Gedanke gefiel mir. Wer weiß, was sich der Präsident bei meiner Bitte um einen „vorläufig zweiwöchentlichen Urlaub“ gedacht haben mochte? Pfui, Teufel!

Ich schnellte mich aus dem Bett, kleidete mich an, frühstückte fürchterlich und saß fünf Minuten später in der für einen Monat gemieteten „eleganten Equipage“, einem leichten Petersburger Schlitten, der mich durch den wüthenden Schneesturm schnell an das Haus des Präsidenten brachte.

Ein, streng genommen, unerlaubter Ausruf freudigster Ueberraschung begleitete meinen Eintritt in das Empfangszimmer. Ich war wohl auf nichts weniger vorbereitet, als bei den „zwei alten Leuten, die keine Ansprüche machen“, — Ina von Heidenstädt anzutreffen. Da stand sie in der Tiefe eines dritten Zimmers, die Blicke eben im Uebergang begriffen vom Ufer verzeihlicher Neugier auf das Ufer befremdenden Erstaunens. Zwar entging mir dabei ein flüchtiges Erröthen ihrer Wangen nicht, aber dieses Erröthen konnte sich mit mehr Recht



W. Sp.



auf meine Dreißigkeit, eine eben erst gemachte Schlittschuhbahnbekanntschaft bis in's Heiligthum der Familie zu verfolgen, als auf ihre Freude beziehen, mich so bald wiederzusehen. Ihr Erstaunen hielt so sehr an, daß sie weder zurückzugehen, noch mir entgegenzukommen vermochte. Sie blieb, wo sie war: in der Nische des Nebenzimmers. Endlich fand ich Worte.

„Gott weiß . . .“

Ihr helles Auflachen unterbrach mich und brach auch zugleich den Bann des Erstaunens, in dem sie sich bis dahin befunden hatte. Sie trat in's Empfangszimmer.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr: eben in dem Augenblicke, da Sie zu sprechen anheben wollten, dachte ich: er fängt sicher mit „Gott“ an, und so war es, und es war unwiderstehlich.“

„Mein gnädiges Fräulein — Sie — Sie sind bekannt im Hause meines Herrn Präsidenten?!“

Als ob ihr die Zumuthung, diese Frage zu beantworten, im höchsten Grade unwürdig und lächerlich erschien, veränderte sie sich plötzlich, warf mir einen unwilligen Blick zu



und sagte gereizt: „O, mein Herr, sehr gut bekannt, so gut, daß ich erstaunt bin, Jemand, der mir hier nie begegnet ist, diese Bekanntschaft in Frage stellen zu hören. — Wünschen Sie Papa zu sprechen?“

Papa?! Das konnte, in's Sarkastische übersetzt, doch nur heißen: wenn Sie, mein Herr, in Folge einer vielleicht auch an Sie ergangenen Einladung zum Ball uns, dem Heidenstättchen Hause, eine Visite zu machen und Papa zu sprechen wünschen, so könnten Sie sich in der Adresse versehen haben.

„Mein Hiersein, gnädiges Fräulein, ist keineswegs einer Verwechslung dieses Hauses mit dem Hause Heidenstätt zuzuschreiben. Aber mir steht in der Aufwartung, die ich dem Herrn Staatsrath, Ihrem Herrn Vater, zu machen Veranlassung nehmen werde, noch ein großes Vergnügen in Aussicht.“

Zum Glück sollte ich keine Secunde länger in Ungewißheit darüber bleiben, was die Herrlichste, die mit einem so herzlichen Lachen begonnen hatte, gleich darauf verstimmt, und nach meiner letzten, wie mir doch schien, be-

gütigenden Rede sogar veranlaßte, ihr wirksames Schulternspiel wieder aufzunehmen. Wer weiß, wie sehr ich sie sonst gegen mich noch aufgebracht hätte.

Die Präsidentin erschien.

„Nun, das ist artig von Ihnen,“ sagte die spitzenbehängene freundliche Dame „ohne Ansprüche“, indem sie mir die Hand reichte. „Es freut mich, zu sehen, daß Sie keine Ursache haben, die Vorschriften Ihres Arztes zu beobachten und hoffentlich auch für die Folge keine Ursache finden werden . . . Herr von Billingen, liebe Ina. — Meine Tochter.“

Wir Beide staunten uns sprachlos an. Sie mochte wohl schon von dem Praktiker Billingen gehört haben, und was mich betrifft, so durchzuckten mich in wenigen Augenblicken die verschiedenartigsten Empfindungen. Peep Sibbol mit seinem Hinweis wünschte ich zu allen Teufeln, mich selbst nicht minder, den verliebten Heidenstädt erst recht, und für den Borwitz, den Vertrauensvollen so eindringlich zu ihr gerathen zu haben, hätte ich mich nasenstüßern können. Mehr als Alles aber ärgerte

mich der Umstand, daß mir der Name Ina von Heidenstädt schon ganz geläufig geworden war. Kein Mensch, oder er müßte ein Narr sein, will gern für einen Anderen gehalten werden, und sie hatte ein Recht, anzunehmen, ich düpiere sie. Sie also, um die ich in acht Tagen Ruhe und Reputation verloren, die ich mit dem verzehrenden Feuer eines Alchymisten gesucht, war mir so nahe gewesen, war die Tochter meines Präsidenten, der erst gestern (für seine Person als „alter Mann“, der mir von Herzen wohlwolle) lebhaft bedauerte, daß ich während zweier Monate seinem Hause nur einen ersten und letzten Besuch gemacht hatte.

Unser sprachloses Sichanstaunen dauerte lange genug, um der Präsidentin aufzufallen, und veranlaßte sie denn auch (die Verhältnisse besser in's Auge fassen zu können), ein wenig zurückzutreten. Nachdem sie genug gesehen, bemerkte die Gnädige nicht ohne Neckerei, daß es scheine, als hätten die Herrschaften sich bereits in einem anderen Welttheile kennen gelernt und seien überrascht, sich hier wiederzufinden.

„In der That, meine gnädige Frau (ich

mußte das zugeben), etwas der Art hat sich zugetragen.“

Und ich erzählte, während wir uns setzten und nachdem wir uns gesetzt hatten, mit den nöthigen Beschränkungen und Rücksichten, was sich gestern zugetragen: wie ich mich in ungezügelter Freude über das Vergnügen, einem Duzend mit allen Waffen versehener Combatanten zuvorgekommen zu sein, ärger als ein „Barbar“ benommen; wie das gnädige Fräulein in Folge dessen zuerst abzustiegen wünschte, sodann verlangte und zuletzt, da ich, durchaus in vorbedachter Absicht, auf nichts einging, sich genöthigt sah, einen Diener herbeizuwinken, den ich für des Fräuleins eigenen Diener hielt, der aber ein fremder war; wie ich diesem Heidenstättischen Diener meinen Peep Sibbol entgegenstellte, wie Peep Sibbol mich irre führte, und wie das die Ursache wurde, daß ich das gnädige Fräulein, zu deren Verdruß und zu meinem Leidwesen, bis vor wenigen Minuten für Fräulein von Heidenstätt gehalten. Ich fügte noch hinzu, wie ich nicht zu entscheiden wage, ob mir Manches nicht daher



so verdreht auskomme, weil ich Alles mit Gott anfangе, aber nichts als Thorheiten begehe.

Ina, die bisher lächelnd die Enden ihrer Spizencravate betrachtet hatte, parirte sofort die Quinte:

„Liebe Mama, Dir entgeht natürlich nicht, daß das die bekannte Art Selbstadel ist, die in ihr Gegentheil ausgelegt zu werden wünscht. Im Uebrigen hat sich Alles nicht ganz so zugegetragen, wie man es Dir erzählt.“

Und nun erzählte sie zu meinem unbeschreiblichen Entzücken, wie ich mich absichtlich schlechter mache, wie es ihr anfangs nur barbarisch vorgekommen sei, wie sie sich später vortrefflich amüsiert habe und wie ihr einziger Verdruß der sei, nicht von vornherein in ihrem muthwilligen Cavalier den ihr aus Mamas brieflichen Mittheilungen bereits bekannten Herrn von Billingen errathen zu haben.

Mama ward durch diese Indiscretion in einige Verlegenheit versetzt, die sie jedoch schnell von sich abstreifte und mir zuschob, indem sie an mich die Frage richtete, ob sie ihren Präsidenten richtig verstanden: mir sei jede geistige Beschäftigung vorläufig streng untersagt?

Die Stimme des Präsidenten, der ungehört auf dem weichen Teppich in's Zimmer getreten war, überhob mich zum Glück der Unbequemlichkeit, entweder zum zweiten Male zu lügen oder einzugestehen, daß nichts Wahres daran sei.

„Meine Damen, meine Damen!“ sagte er (eine Hand still um die andere reibend) in warnendem Tone, — „kein zu schwieriges Thema, wenn ich bitten darf! — Es ist gut, lieber Billingen, daß Sie sich Motion machen — behalten Sie Ihren Platz — es ist in der That gut.“

Auch jetzt sollte mir eine Erwiderung auf diese neue Provocation erspart bleiben, dafür aber eine andere Verlegenheit bereitet werden.

Wie auf besflügeltem Fuß schwebte nämlich Better Heidenstätt in unsere Gesellschaft: Erna am Arm, Ina im Auge, und so mobil wie nur möglich. Doch kaum erblickte er mich, so änderte sich das vollständig und der Unternehmungsg Geist, der ihn hereingetragen, flog auf und davon. Zögernd, als näherte er sich einer gefährlichen Stelle, legte er den Rest des Weges

zurück, übergab seine Cousine den Damen, ließ es zu, daß der Präsident uns mit einander bekannt machte, als wäre ich ihm wildfremd und nie im Besiß seines Vertrauens gewesen, und würdigte mich von da ab keines Blickes mehr.

Meinetwegen, dachte ich zuletzt. Mag er glauben, was er will: ich habe die Andere gemeint, mein Gewissen spricht mich frei, ich bin unschuldig. Und da mittlerweile mein Interesse für ihn bedeutend schwächer geworden war, die Cousine außerdem, im Gespräch mit Ina, durch ihre mir theilnehmend-neugierig zugewandten Blicke bewies, daß das Benehmen ihres Betters kein Familienvorurtheil involvire, so ließ ich es darauf ankommen.

Eine Viertelstunde hielt er es aus, dann verabschiedete er sich (von mir steif und stumm), ohne seine Cousine mitzunehmen. Sie und ich blieben, der Einladung zum Diner folgend, die er ausgeschlagen hatte.

Im Verlauf der nächsten glücklichen Stunde erfuhr ich, daß Ina und Erna vor noch nicht vierzehn Tagen aus einer Pension in einem stillen Kreisstädtchen als „reif“ entlassen waren

(erst jetzt erinnerte ich mich der dahin zielenden Bemerkung der Präsidentin bei meinem ersten Besuch), erfuhr, daß Peep Sibbol mich mehr als einmal verrathen haben mußte, da die Freundinnen um die Visitenstunden (meine Büreaustunden) täglich die Boulevards und die große Straße in der Heidenstädtchen Equipage befahren hatten, erfuhr, daß diese Visitenfahrten sie am Besuch der Schlittschuhbahn gehindert (wo es sehr amüsant sei) und daß, wenn morgen gutes Wetter ist, sie wieder hingehen wollten — ah — und erfuhr noch manches Schöne und Unangenehme, aus kleinen, unscheinbaren Zeichen bestehend, und doch so beseligend, so glückverheißend . . .

Zwei Tage später ließ ich mich von Leo Heidenstädt, der unser Vertrauensverhältniß grob auflöste, ohne von meiner Erklärung billige Notiz zu nehmen, leicht streifen, benutzte glücklich meinen zweiwöchentlichen Urlaub, den ich doch nicht gut zurücknehmen konnte, um mich „ausflücken“ zu lassen, gab von da ab dem Präsidenten nie mehr Veranlassung, sich über meine Vernachlässigung seines Hauses



zu beklagen, und — eines schönen Frühlingstages (wir und Heidenstädt — ohne Leo, der nach Petersburg gegangen war — hatten einen Ausflug in's Persehtal gemacht) fand in dem parkartigen Walde daselbst folgendes kurze Zwiegespräch zwischen Ina und mir statt:

„Ist es ähnlich?“ fragte ich, ihr ein Blatt aus meinem Notizbuch hinhaltend, auf dem ich soeben eine flüchtige Bleistiftskizze von ihr entworfen hatte.

„Schenken Sie es mir,“ sagte sie nach längerem Betrachten.

„Schenken Sie mir das Original.“

Sie sah mich groß an, senkte aber dann die Augen.

Wir wurden gerufen, um den Rückweg anzutreten und die Eisenbahnstation rechtzeitig zu erreichen.

Auf der Rückfahrt, wie gewöhnlich bei solchen Ausflügen, wurde wenig gesprochen. Mich quälten die schrecklichsten Zweifel. Sie hielt das kleine Blatt zusammengerollt und damit spielend noch immer zwischen ihren Fingern und kein Wort kam über ihre Lippen.

So erreichten wir spät Abends die Stadt. Ich reichte ihr zum Abschied die Hand. Von diesem Augenblick hing Alles ab.

„Tauschen wir aus?“

„Ja,“ sagte sie fest, bestimmt und so laut, daß die Anderen sich verwundert nach uns umsahen; ich aber war bereits auf und davon.

Die Brust zum Zerspringen voll von Jubel und Freude, trieb ich mich die halbe Nacht „einsam und doch nicht allein“ in den Anlagen am Canal umher und suchte erst mit der aufgehenden Sonne mein Lager.

Und so kam es.

Wir: Peep Sibbol und ich, sind fast gleich lange verheiratet (um mir auch in diesem Punkte nicht nachzusehen). Es sind bald acht Jahre her. Wie die kleine Nichte mit ihm, der es heute von einem Einspänner bereits zu zwei Zweispännern und vier Kindern gebracht, umgeht, respective umspringt, hat er immer Anstand genommen, mir klar auseinanderzusetzen, — daß aber meine Ina (die Mutter zweier Rangen und eines goldköpfigen Mädchens, bei welsch' letzterem die „Freundin“ als Gemahlin eines flachsblonden Ingenieurs

zur Taufe gestanden) — daß meine liebe Ina, wenn auch nicht mit Gott, so doch mit mir fertig geworden ist, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen.



Eine pechöse Geschichte.







Es ist eigentlich keine pechöse Geschichte, sondern nur eine pechöse Woche aus dem Leben dreier junger Damen, die ihrer engen Zusammengehörigkeit, sonst aber außerordentlichen Verschiedenartigkeit wegen bei Berufenen und Unberufenen den Collectivnamen „Die drei Ungleichen“ führten. Weder Schwestern, noch irgend wie verwandt mit einander, glichen sie sich nur in zwei Punkten einigermaßen: alle Drei waren unverheirathet und alle Drei lebten von ihren Renten. Hier aber beginnt auch schon die Ungleichheit. Amalie hatte 1500 Rbl. jährlich zu verleben, Natalie nicht volle 1000, Rosalie knapp 800. Amalie war lang und schlank, Rosalie klein, aber von einem Umfang, der ihrer knappen Rente durchaus nicht zu entsprechen schien, Natalie schmeichelte sich im Stillen, weder so lang und dürr

wie Amalie, noch so klein und dick wie Rosalie zu sein. Amalie war cholertisch, Rosalie phlegmatisch, Natalie hielt die Mitte. Ebenso verhielten sie sich im Punkte ihrer Rentenverwendung. Amalie (1500) war geizig, Rosalie (800) freigebig, Natalie (1000) nicht gerade geizig, aber auch nicht gerade freigebig. Was ihr Alter betrifft, so haben Unberufene dasselbe documentarisch zwar nie feststellen können, denn ihre Taufscheine lagen unangetastet auf dem Grunde der eisernen Cassetten, in welchen sie ihre anderen Werthpapiere aufbewahrten, indessen ihren äußeren, durchaus angenehmen Erscheinungen nach war Amalie offenbar die Reifste unter ihnen und Rosalie die Jüngste.

Schon durch ihre Eltern früh mit einander bekannt, hatten sie das Freundschaftsband nach und nach enger geknüpft und waren jetzt unzertrennlich. Sie lebten aber nicht gemeinsam, sondern Amalie wohnte gegen eine kaum nennenswerthe Entschädigung bei einem verheiratheten Bruder, Rosalie gegen eine gerechte Rente bei einer nicht minder verheiratheten

jüngeren Schwester und Natalie hatte zwei Erkerstübchen im Hause ihres Schwagers inne, der seit Jahren Wittwer war, und den sie sehr fürchtete. Sie zahlte eine kleine Miethe und führte ihre eigene Wirthschaft. So waren sie denn in der angenehmen Lage, von Niemand abhängig zu sein, auch nicht von einem Ehemann, was Amalie als das Beste an der Sache bezeichnete. Rosalie bestritt das, Natalie gab es nur bedingungsweise zu.

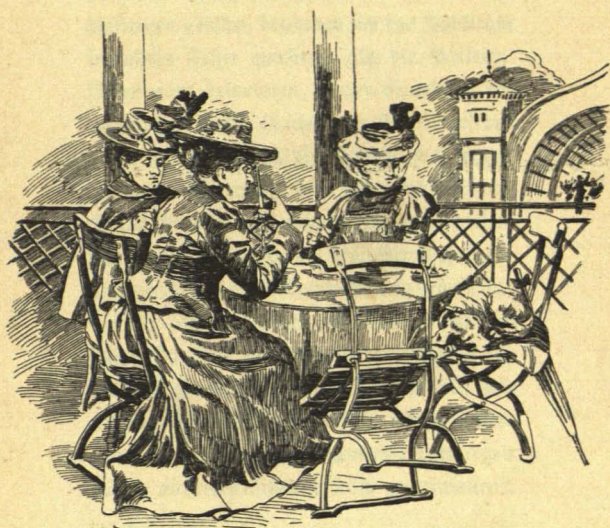
Sie litten nie an langer Weile.

Im Winter vergnügten sie sich durch gemeinsame Lectüre unter der selbstverständlichen Leitung Amaliens. Fand der Abend bei Amalie statt, so traten die leiblichen Genüsse hinter den ästhetischen entschieden zurück, bei Rosalie trat der umgekehrte Fall ein, Natalie verstand es, beide Genüsse gleichmäßig zu vertheilen. Auch Theater und Concerte wurden gemeinsam besucht, so zwar, daß Amalie die Billete stets von Anverwandten geschenkt erhielt, Rosalie die übrigen regelmäßig bezahlte, Natalie sie theils bezahlte, theils geschenkt erhielt. Välle



besuchte nur noch Rosalie so oft sich die Gelegenheit dazu bot, Natalie nur ausnahmsweise, Amalie mied dergleichen völlig. Kam dann der Frühling und der Sommer, so wurde fast jeder schöne Tag zu Ausflügen in die Umgegend Rigas benützt. Geplant wurden dergleichen Ausflüge immer unter den Colonnaden des Böhrmannschen Parks, wo die Drei, wenn sie sonst, wie man zu sagen pflegt, nichts Besseres zu thun hatten, meist ihre Nachmittage bis zum Thee zubrachten.

Auch heute finden wir sie hier. Ihr Platz ist, da sie stets sehr zeitig erscheinen, natürlich der beste, am meisten gesuchte: hier sitzen sie der Musik gerade gegenüber, hier muß Alles an ihnen vorbeidestilliren. Sie haben sechs Stühle belegt: drei verstehen sich von selbst, der vierte hat Schirme und Tücher aufgenommen, der fünfte ist übergeneigt an den Tisch gelehnt und auf dem sechsten ruht zusammengerollt einer jener Hunde, bei deren Anblick man sich verwundert fragt, wie ein solcher Köter zur Würde eines Schoßhundes



Th. S.



erhoben werden konnte. Diese Disposition über eine die Bedürfnisse um's Doppelte übersteigende Anzahl Stühle hat wiederholt zu Auftritten geführt, bei denen sich das Publicum jedenfalls besser amüßte, als die Parteien. Einen ganz besonderen Aerger verursachte der unbenutzte fünfte Stuhl, der stets angelehnt bereit stand, als ob die Damen noch irgend Jemand erwarteten, der aber nie erschien. Selbst Amalie hatte sich in Bezug auf diesen, von Natalie seit einiger Zeit in Bereitschaft gehaltenen Stuhl wiederholt spitzfindig geäußert...

Die älteren Kellner vermieden es seit dem Tage, da einer von ihnen einen schmählischen Rückzug hatte antreten müssen, so viel wie möglich, mit den drei Ungleichen etwas zu thun zu haben, ließen aber jeden neuen Kollegen regelmäßig an deren fatalem Tisch „hereinfallen“.

So heute.

Die Colonnade war dicht besetzt. Verschiedene Herren hatten bereits den höflichen, aber vergeblichen Versuch gemacht, in den Besitz eines der Stühle zu gelangen. Endlich



griff ein mit einem schwerbeladenen Servirbrett vorüberfliegender Kellner ohne weiteres zu. In demselben Augenblicke aber entwickelte sich der Hund. Aufschnellend wandte er sich kläffend und zähnesfletschend gegen die Hand des Kühnen, so daß der Mann zurückfuhr und es seiner ganzen Balancirkunst bedurfte, das Brett im Gleichgewicht zu erhalten. Er entfernte sich unverrichteter Sache und sichtbar, was man so sagt, „blamirt“, da die komische Situation das Lachen der Zunächststehenden und namentlich der ihn beobachtenden Kollegen hervorgerufen hatte. Rosalie aber (ihr gehörte der Hund) streichelte ihn mit den anerkennenden Worten: „paß auf, Bijouchen, paß auf!“ und belohnte ihn mit einem Stück Zucker, das von ihrer Tasse Kaffee übrig geblieben war. Amalie trank Chokolade, Natalie Milch.

Leider war der Kellner mit dem mißlungenen Griff nicht nur Neuling am Ort, er war auch nachtragenden Charakters. Mit dem leeren Brett zurückkehrend und vor den drei Ungleichem stehen bleibend, erlaubte er

sich die Zurechtweisung: „Stühle sind nicht für Hunde.“

Amalie lächelte ätherisch, Natalie wollte was sagen, aber Rosalie kam ihr zuvor.

„Wenn Sie nicht gleich gehen, lasse ich den Wirth rufen!“

„Das werde ich besorgen“, sagte verbissen der Kellner und ging aufgeregt davon.

Ein paar Minuten später tauchte in einiger Entfernung ein vornehm aussehender Herr auf. Kaum aber hatte er die Drei in's Auge gefaßt und sie ihn, da machte er auch schon kehrt und verschwand wieder, nachdem er dem klagbar gewordenen Kellner, der erwartungsvoll hinter ihm hergegangen war, eine verweisende Handbewegung ertheilt hatte.

„Die Woche fängt übrigens gut an“, nahm Rosalie nach einer kleinen Pause das auf so unangenehme Weise unterbrochene Gespräch wieder auf: „Gestern die Milchbütte, heute dieser Laffe von Kellner. . .“

Bei dem Wort „Milchbütte“ runzelte sich die Stirn Amaliens.

„Ich bat Dich. . .“

„Ich vergaß — verzeih'!“

Die Drei waren nämlich gestern am Stintsee gewesen. Sie lagerten im Walde, ganz in der Nähe eines Bauernhofes. Um Mittag wollten sie frische Milch trinken. Natalie hatte die Idee, Rosalie das Kleingeld und Amalie erbot sich, die Milch von dem nur hundert Schritt entfernten Hofe zu holen, um, wie sie sagte, zugleich einen Einblick zu thun in das Idyll eines Bauernhauses. Nach 10 Minuten kehrte sie mit einer kleinen milchgefüllten Bütte zurück. Fünf Schritt von den Freundinnen blieb sie stehen, schlug die Augen zu den Riesernkronen auf, hob in karyatidenhafter Stellung die Bütte fast über ihren Kopf und declamirte:

„Den Brüsten der Natur ganz warm entquollen, so nehmt sie hin, des Durstes süße Labe.“ Hätte sie es nun dabei bewenden lassen, so wäre ohne Zweifel Alles gut abgegangen, aber ihre antike Haltung gefiel ihr so gut, daß sie noch ein paar Augenblicke

in derselben zu verweilen gedachte. Sie machte einen theatralischen Schritt vorwärts, wollte noch einen machen, blieb mit dem Absatze an einer Wurzel hängen und stürzte der Länge nach in's Moos, die Bütte natürlich in großem Bogen voraus; ihr ganzer Inhalt ergoß sich über Natalie und Rosalie, die gerade im lebhaftesten Applaudiren ob der schönen Worte der dichterischen Gefährtin begriffen waren. Zum Glück rollte das Gefäß zwischen Rosalie und Natalie hindurch, ohne sie zu treffen, aber um ihre reizende Frühlingstoilette war es geschehen.

Diese unangenehme Geschichte eben war es, an die wieder erinnert zu werden, Amalie sich ernstlich verbeten hatte.

Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, brachte Natalie einen Ausflug in Vorschlag, und zwar, da das anhaltend schöne Wetter nichts zu wünschen übrig lasse, gleich morgen. Was man zu Weissenhof meine? In diesem Jahre sei man noch nicht dagewesen. Hoch oben im Schatten der alten



Eichen- und Kiefernwipfel, mit der Aussicht auf das mächtige Flußthal der unteren Düna, auf Dünamünde, den Leuchthurm, das Meer ic. ruhe es sich prächtig. Morgens per Dampfboot über Ilgezeem hin, gegen Abend per Eisenbahn über Nordeckshof zurück. Charakter des Unternehmens: wie gewöhnlich Picnick. Nichts reizender als so ein Austausch des Inhalts eines Speiseförbchens.

Rosalie machte einige Einwendungen, Amalie war gleich dafür. „Sorgt ihr nur für unser leibliches Wohl, ich werde für Herz und Seele sorgen. Ihr sollt etwas aus meinem Tagebuch zu hören bekommen, und zwar aus jenem Jahr, da ich gerade so alt oder jung war, wie Rosalie heute, also etwa fünf Jahre jünger als Natalie, und damals gerade so, wie sie, nahe daran, mein Herz an einen Unwürdigen zu verschenken.“

„Aber, Amalie! wie kommst Du darauf?!“  
 „Liebe Natalie, mach' uns doch kein X für ein U. Man hat ja Augen. Daß er Dir nachstellt, d. h. Jagd auf Dein Kapital macht. . .“

„Aber, Amalie!“

„Gut, gut; Du wirst es schon aus meinem Tagebuch erfahren, wie so eine Jagd gemacht wird. Aus mündlichen Mittheilungen wißt Ihr Einiges, aber längst nicht Alles. Alles zu wissen, thut Euch beiden Noth, besonders auch Rosalie; die ist noch zu jung und daher vertrauensfelig wie ein Backfisch.“

Rosalie, die bei diesem Hinweis auf ihr Backfischalter nicht länger verweilen mochte, unterbrach die Rednerin, indem sie dem Vorschlag, morgen nach Weißenhof zu gehen, zustimmte, worauf das Nähere besprochen wurde.

\* \* \*

Am nächsten Morgen, eine Stunde etwa vor Mittag, finden wir unsere drei Ungleichen nebst Bijou am Rande des Weißenhofer Waldes, der ziemlich steil aus der weiten Niederung aufsteigt. Sie haben sich malerisch gelagert, und zwar so, daß sie, ohne den Kopf zu bewegen, mit einem Blick fast den dritten Theil eines Gesichtskreises überschauen konnten, dessen Radius acht bis zehn gute russische Werst be-

tragen mochte. Das Panorama ist ein herrliches. Von der Sonne beschienen, erkennt man ostwärts an den sich bewegenden mächtigen Dampfern den Strom, der fast am bewaldeten Horizonte hinläuft und, Anfangs sichtbar, je weiter gegen Norden sich mehr und mehr dem Auge entzieht. Dem Beschauer zunächst breitet sich die schier endlose „Spilwe“ aus, jener historisch denkwürdige Wiesenplan, den schon so manche Schlacht aufgewühlt und mit Blut gedüngt hat. Das beste Heu weit und breit, das sogenannte Spilwenheu, wird hier gewonnen. Jede Luftwelle, die das fern im Norden hinter den Dünenhügeln sichtbare Meer in Bewegung setzt, trägt eine Fülle köstlichen Klee- und Kräuterduftes herüber, der, vermischt mit dem harzgesättigten Athem der Kiefern, in deren Schatten man ruht, und vereint mit der wohlthuenden Stille rings umher, die Sinne bestrickt und in traumhaften Zustand versetzt.

Kann man es unter solchen Einflüssen der ohnehin poetisch veranlagten Amalie werden-



fen, wenn sie die beschauliche Ruhe plötzlich durch die begeisterten Worte unterbrach: „O dieses selige Hinüberträumen! — Nirvana, Nirvana!“ Nein, noch nicht, noch hatte Amalie eine irdische Aufgabe zu erledigen. Sie raffte sich auf. „Wollt Ihr jetzt aus meinem Tagebuch was hören?“ Sie hielt den prächtigen Einband hoch, auf dessen Decke in Golddruck zu lesen stand: „Mein Tagebuch“.

Natalie hätte beinahe gesagt, daß sie nicht abgeneigt sei, doch Rosalie entschied: man müsse sich erst stärken. Ihr Körbchen war feuchend voll und der Inhalt auserlesen: dreierlei Conserven, eine halbe Flasche Wein, Naschwerk ꝛc. Natalie protestirte Anfangs: sie habe nichts als belegte Butterbrödchen mitgenommen, ließ sich jedoch nicht lange nöthigen, als der Inhalt der ersten, von Rosalie geschickt aufgeschnittenen Büchse dalag: delicate Kieler Sprotten in feinstem Del. Amalie zeigte eine leise Verstimmung und ließ sich mehrmals nöthigen, ehe sie zugriff, dann aber bewies sie eine Ausdauer bei den Sprot-



ten, daß Rosalie zuletzt den Deckel kurz entschlossen zudrückte: es käme ja noch was. Das waren Haselhühner in einer Sauce, die mit „Verständniß“ genossen werden müsse, hob Rosalie hervor: die sei aus zerriebenen Walnußkernen angerichtet, für Kenner. „In der That“, sagte Amalie nach dem ersten Bissen, und verlor von da ab nur so viel Zeit, als diese dann und wann wiederholten drei Worte in Anspruch nahmen. Rosalie stellte das Gleichgewicht einigermaßen her, indem sie diese drei Worte sparte. Natalie hielt die Mitte, so daß sie ebenso viel aß wie sie sprach. Es folgte, während Bijou die Reste der Haselhühner verzehrte, Plumpudding. „Und nun ein Gläschen Madeira.“ An dem Nachtiſch nahm Bijou besonders Theil.

„Aber jetzt, liebe Rosalie, hast Du doch nichts dagegen?“

„Meinst Du Dein Tagebuch?“

„Freilich.“

„Hast Du, liebe Amalie, meinen Großvater gekannt?“

„So, so! Du meinst, weil ich ein paar Jahre älter bin, als Du.“ . . .

„Ist mir nicht eingefallen! Ich meinte nur wegen seiner Redensart. Seine Redensart bei solchen Gelegenheiten soll immer gewesen sein: „Nach dem Essen mußt Du ruh'n und nicht Bücher lesen thun.“ Damit legte sich Rosalie ungenirt auf den Rücken und schloß die Augen.

Amalie zog sich gekränkt zurück, d. h. sie wandte sich von den Gefährtinnen ab, streckte sich malerisch aus und begann in ihrem Tagebuch zu blättern. Ihr Unwille stieg, als nach etwa fünf Minuten eines jener sonderbaren Concerte vernehmbar wurde, bei denen man nicht feststellen kann, ob sie gepiffen, gebrummt oder geseufzt werden. Nicht nur Rosalie, auch Natalie war süß entschlummert, vielmehr fest eingeschlafen. O, wie prosaisch, wie prosaisch! Amalie schlug das Tagebuch zu. Es kam ihr unwürdig vor, in Gegenwart eines solchen Auditoriums das Tagebuch auch nur zu durchblättern. Dann legte auch sie sich halb auf die Seite, halb auf den Rücken

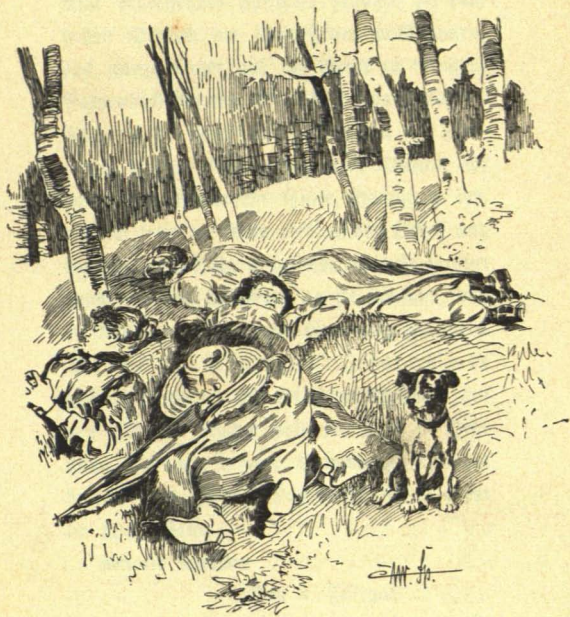
und sah in's Blaue. Jetzt hatte sie nichts gegen Nirvana.

Nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde waren die Instrumente gestimmt und das Quartett Amalie, Katalie, Rosalie und Bijou in vollster Thätigkeit. . . .

Stunde um Stunde verging.

Die Sonne hatte ihre 180 Grad über der Erde zurückgelegt, es war gegen 4 Uhr Nachmittags, die Schläfer aber befanden sich immer noch in vollster Thätigkeit. Wer weiß, wie lange sie gelegen hätten, wenn nicht Rosalie, die im kühlsten Schatten eingeschlafen war, in Folge eines brennenden Sonnenstichs plötzlich erwacht wäre. Sie, kurzsichtig, wie sie war, hatte nämlich vergessen, bevor sie die Augen schloß, ihren Kneifer abzunehmen. Als nun die Sonne auf ihrem Rundgang eine Lücke in den Baumkronen erreichte, concentrirten sich einige Strahlen über Rosaliens Stirn hinweg durch das Glas direct auf deren Nase und hielten sich hier gerade lange genug auf, um die Schläferin mit einem









jähren Rucke auffpringen zu machen. Ein den Ruck begleitender Aufschrei genügte bei dem hohen Sopran der Betroffenen vollkommen, das ganze Lager auf die Beine zu bringen. Namentlich benahm sich Bijou sehr umsichtig. Nachdem er durch scharfe Umschau sich überzeugt, daß es sich hier um kein Attentat auf seine Herrin handeln könne, sprang er ihr, die sich leise die Nase rieb, in den Schoß und begann ihr Gesicht zu belecken, was sie gerührt geschehen ließ, besonders da sie empfand, daß die kühle Zunge ihr große Linderung gewährte. Sie war der Meinung, ein Insect müsse sie gestochen haben. Ein Gläschen Madeira „auf den Schreck“ brachte vollends Alles in Ordnung und in so gute Stimmung, daß der Lectüre aus „Mein Tagebuch“ nichts mehr im Wege stand.

Amalie begann:

Den 6. Februar . . .

Ist das Liebe? fragte ich mich, als Er sich empfohlen hatte. Bei der langen Reihe Verehrer und Anbeter, die an mir schon

vorübergegangen war (Rosalie stieß Natalie an), hatte ich noch nie diese Frage an mich gestellt. Er war wieder geradezu bezaubernd gewesen. Viel einnehmender als Blagau, der, wie ich sehe, mich auch gern möchte. Ich weiß nicht, wen ich bevorzugen, wen ich wählen soll. Herdumin ist, wie gesagt, bezaubernd durch seine Apoll-vom-Belvedere-Schönheit, seine Sicherheit, seinen Witz, seine Unterhaltungsgabe, ganz abgesehen davon, daß er sich so fein kleidet. Blagau ist ein guter Mensch. Das ist wahr. Durch ihn würde ich schon jetzt Hofrätthin und über kurz oder lang wirkliche geheime Staatsrätthin werden, was ich keineswegs unterschätze. Können aber Rang und Titel ein liebebedürftiges Herz entschädigen für Mangel an Gestalt und guten Manieren? Wie Herdumin gebaut ist! . . . Gott, hilf mir wählen!

Den 9. Februar.

Der gestrige Ball im Schützenhause entschied noch nichts. Herdumin, der große, schöne Mann, war der Gegenstand aller nei-

dischen Blicke. Und wie gottvoll er tanzt! Mit meinem Gelde kann er morgen am Tage selbständig, Stadtverordneter &c. werden. Glagau hat allerdings Rang, Orden und angesehene Stellung. Aber diese trockene Figur, diese Eßigkeit! Und dann: goldene Treffen, nichts zu — wollt' ich beinah sagen. Also vor Herdumin in dieser Hinsicht nichts voraus. Beide (es war eigentlich zu komisch) suchten eine Gelegenheit, sich mir zu erklären. Zuerst fand sie natürlich der gewandte Herdumin in der ersten Quadrille. „Mein Fräulein“, sagte er, indem seine Stimme zitterte, „es muß endlich heraus: ich kann ohne Sie nicht leben. Ich liebe Sie grenzenlos. Machen Sie mich glücklich . . . Werden Sie mein Weib.“ — Ich hatte das längst erwartet und konnte also ruhig (natürlich nach einer schicklichen Pause) antworten, ich müsse es mir überlegen, ich hätte weder Mutter noch Vater mehr, denen ich mich vertrauen könnte. Ich würde mit mir zu Rathe gehen und ihm dann bei nächster Gelegenheit meinen Entschluß



schriftlich kundgeben. . . . In der zweiten Quadrille, die ich natürlich mit Glagau tanzte (er tanzt erschütternd), trug er seine Sache vor, nach und nach, auf Umwegen, diplomatisch. Er habe mich lange bewundert in meinem Thun und Lassen &c. Mit mir vereint würde er wie im Paradiese leben &c. &c. Ich sagte ihm ungefähr dasselbe, was ich Herdumin gesagt hatte. . . . Was soll ich nun thun? Herdumin oder Glagau? So Manche würde mich um den Einen, wie um den Andern beneiden, dort um die schöne Gestalt, hier um den wirklichen geheimen Staatsrath. Gott, hilf mir wählen!

Den 11. Februar.

An Gott wendet man sich doch nie vergebens um Hilfe. Auch mir half er in meiner bedrängten Lage. Er sandte mir heute Nacht meinen lieben Vater im Traume. „Meine Tochter“, so hub er an, „Du bist in Sorgen, Dich zu entscheiden, wem Du als Gattin angehören sollst: dem Kaufmann oder dem Beamten? Mein Kind: beide brauchen Geld.

Drum forsche, ob reine Liebe oder irdischer Tand die Triebfeder gewesen ist zu ihren Heirathsanträgen. Als bald erkennst Du den, dem es nur um Dein Geld zu thun gewesen ist. Wie Du es anzufangen hast, überlasse ich Deiner Klugheit. Leb' wohl, meine Tochter!" Damit war der liebe Todte wieder in Nichts zerflossen. Erwachend überlegte ich das Geträumte. Der Vater hatte recht, und er soll nicht umsonst meiner Klugheit vertraut haben.

Den 12. Februar.

Ich ließ durch einen Secundaner, der mich umschwärmt (Rosalie stieß Natalie an), zwei gleichlautende Briefchen des Inhalts schreiben, daß Amalie L. durch einen bankerott gewordenen Kaufmann um ihr ganzes Kapital gekommen sei. Diese Nachricht eines „warnenden Freundes“ ist Herdumin und Glagau durch Dienstmänner eigenhändig übergeben worden.

Den 14. Februar.

Nachdem ich der vorgestrigen geheimen Mittheilung zwei Tage Zeit gelassen hatte, ihre Wirkung auszuüben, schrieb ich soeben

Herdumin, es werde mir eine herzliche Freude sein, ihn bei uns zu sehen. Mein Entschluß sei gefaßt. Glagau soll ein Billet ungefähr desselben Inhalts erhalten, und werde ich, weil ich nicht anders kann, das Wort „herzlich“ vor „Freude“ fortlassen.

Den 16. Februar.

Heute ist der dritte Tag, daß ich Herdumin und Glagau geschrieben, aber weder der Eine, noch der Andere läßt sich blicken. Dagegen treten verdächtige Zeichen zu Tage. Ich hatte meinen Bruder in's Vertrauen gezogen und ihn gebeten, falls er gefragt werden sollte, ob es wahr sei, daß ich mein Vermögen an den Kaufmann M. verloren habe, die Frage zu bejahen. An der Börse erkundigte sich nun Herdumin en passant bei meinem Bruder, ob mich wirklich das Unglück betroffen habe. Auch Glagau ist im Comptoir meines Bruders gewesen, um ihm sein Bedauern über den schweren Verlust, von dem ich ereilt sei, auszudrücken. . . Was werden sie thun? Ich bin schrecklich neugierig!

Den 21. Februar.

Die erbärmlichen Männer! Wie recht hatte mein Vater im Traum! Wenn ich doch diesen Herdumin so behandeln könnte, wie ich soeben seinen heuchlerischen Brief behandelt habe. Er bedauert unendlich, daß er vor seiner plötzlich erfolgten Abreise nach Amerika mir nicht persönlich seine tiefste Werthschätzung habe ausdrücken können. Sein am Abend des Lebens angelangter Onkel habe nach ihm telegraphirt. Wann er in der Lage sein werde, zurückzukehren, könne er nicht wissen. Vielleicht sei er durch die Verhältnisse genöthigt, vorläufig in Amerika zu bleiben. Er gedanke dankbarlichst der angenehmen Stunden, die er in meiner Gesellschaft verlebt zc. Von seinem Antrag keine Silbe! . . . Wie gut war Dein Rath, geliebter Vater!

Den 31. Mai.

Erst heute habe ich wieder zur Feder gegriffen, um in meinem Tagebuch eine Episode aus der Geschichte meines Herzens zum Abschluß zu bringen. Dieses Finale drückt fol-



gende Verlobungsanzeige aus: „Die Verlobung ihrer Tochter Ernstine mit dem Herrn Hofrath Zwan Glagau beehren sich anzuzeigen Emil Tortig, Emeline Tortig, geb. Hessefliege.“ . . . Also die reiche Ernstine Tortig — Frau wirkliche geheime Staatsrätbin . . . Mein guter Stern hat mich davor bewahrt.

Wie ich nachträglich in Erfahrung gebracht habe, ist Monsieur Herdumin gar nicht nach Amerika gereist, sondern nach Moskau, wo er bei einer Versicherungsgesellschaft angestellt sein soll. In Riga hatte er sich, verschuldet wie er war, nicht länger halten können. . .

\* \* \*

Amalie schlug ihr Tagebuch mit einem lauten Klapp zu und sagte: „Das, Kinder, sind Erfahrungen, die Ihr zu Eurem Nutzen verwerthen könnt, besonders Du, Natalie.“

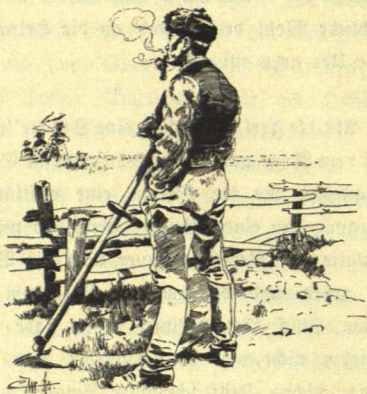
Nach einer Pause, während welcher sie den Einband zärtlich betrachtet hatte, fragt sie plötzlich: „Wollt Ihr vielleicht sonst noch etwas aus meinem Tagebuch hören?“

Natalie schwankte, Rosalie aber lehnte ent-

schieden ab. Man müsse auch wieder an das leibliche Wohl denken und an die Heimkehr. Die Uhr gehe auf acht.

\* \* \*

Als die drei Ungleichen eine Stunde später auf dem Wege nach Nordeckshof an eine Stelle gelangten, wo die Straße eine weitläufige Biegung um eine Wiese beschrieb, da machte Natalie den Vorschlag, quer über die Wiese zu gehen und dadurch den Weg um ein gutes Stück abzuschneiden. Zeit habe man ohnehin nicht viel zu verlieren. Der Zug warte nicht. Jetzt schwankte Amalie: „Die Blümlein zart, die mein Fuß zertrat, ich müßte sie ewig betrauern.“ „Traure nicht, traure nicht um Dein junges Leben“, sagte Rosalie und ging resolut voran. Dafür aber war sie auch die erste, die am anderen Ende der Wiese von einem robusten Bauern aufgehalten wurde. Was das wohl heißen solle, sein Gras zu zertreten! Glaubten die Damen denn, daß er die Wiese umsonst habe? Hätten sie nicht, wie es sich gehört, auf der



Straße bleiben können? Er werde ihnen schon zeigen, wie man Bauerngut zu achten habe! 50 Kopfen verlange er pro Person, für den Hund wolle er nichts rechnen; anders lasse er sie nicht durch, und wenn er drei Tage und drei Nächte hier sitzen sollte!

Nach langem Hin- und Herreden, und nachdem Natalie, die gut lettisch verstand, ihre schönsten Rosenamen an den Mann verschwendet hatte, traten die Drei zu einem

Kriegsrath zusammen. Wieviel wohl jede von ihnen bei sich habe? Amalie hatte genau so viel, als die Fahrt hin und zurück kostete, Natalie etwa 20 Kop. mehr und Rosalie außer einigem Kleingeld noch einen Rubel. Den bot sie dem Eigenthümer der Wiese und war herzlich froh, als sie diese unangenehme Geschichte hinter dem Rücken hatte. Nun aber galt es, die Schritte zu beschleunigen. Der Aufenthalt hatte außer dem Rubel eine reichliche halbe Stunde gekostet. Herr Gott! da pfiß auch schon aus der Ferne die Locomotive des Bolderaaer Zuges. Die Station erschien in der Luftlinie zwar greifbar nahe, aber auf der Straße, die sich auch hier wieder um eine Wiese schlängelte, war sie noch gute zehn Minuten entfernt, und über die Wiese zu gehen, war den Ausflüglern, wie man sich leicht denken kann, für heute gründlich verleidet. Es blieb nichts übrig: man mußte laufen. Der langen, schlanken Amalie fiel das nun nicht schwer, auch Natalie hielt noch mit, Rosalie aber keuchte nur mühsam hinter-



drein. Da rollte der Zug heran, immer langsamer und langsamer. Nun stand er vor der Station. Amalie, die den Zugführer deutlich sehen konnte, winkte, ohne ihren Lauffschritt zu unterbrechen, mit dem Taschentuch; Natalie, die sich davon etwas versprechen mochte, glaubte, sich einen langsameren Gang gönnen zu können; Rosalie aber blieb plötzlich stehen. Die Kräfte hatten sie gänzlich verlassen. „Thut, was Ihr wollt — ich kann nicht weiter!“ Die vorausgeeilte Amalie, den verzweifelten Ruf hörend, hemmte den Schritt. „Nur noch die kleine Strecke — Rosalie, nimm Dich zusammen! Es ist erst zum zweiten Mal geläutet!“ Umsonst. Rosalie that keinen Schritt weiter, sondern preßte nur die Hände an's Herz und rang nach Athem. Darüber ertönte das dritte Glockensignal und der Zug, thatsächlich kaum zweihundert Schritt von der Haltestelle der drei Ungleichen entfernt, setzte sich in Bewegung, um in der nächsten Minute hinter einem Gartenvorsprung zu verschwinden.

„Da haben wir's“, sagte Amalie, zu den Gefährtinnen zurückkehrend. „Jetzt können wir hier übernachten.“

„Wir erreichen noch zeitig Sassenhof, um den vorletzten Strandzug zu benutzen“, meinte Natalie.

Amalie, die den Vorschlag, über die Wiese zu gehen, als einzige Ursache ihrer augenblicklichen schlimmen Lage ansah, konnte sich nicht enthalten, in spitzfindiger Weise an der Güte dieses neuen Vorschlags zu zweifeln. Natalie stach den Trumpf dadurch, daß sie behauptete, auch Amaliens Einfälle seien nicht immer vom besten, wie z. B. der mit der Milchbütte.

Rosalie hatte sich bereits erholt: „Bant Euch nicht, Kinder, sondern machen wir uns langsam auf den Weg nach Sassenhof. Natalie hat ganz recht: es ist die einzige Möglichkeit, noch vor Dunkelwerden zur Stadt zu gelangen.“

Während Natalie ihre Bertheidigerin dankbar ansah, fiel ihr Blick zufällig auf deren helles Kleid: „Ach, Rosalie, wie sieht Dein Kleid aus!“

„Na, nu!“

An der Seite, unterhalb des Körbchens, das die Angeredete auf dem linken Arm trug, liefen verschiedene dunkle Streifen am Kleide herunter. Es war glänzendes Fett. O diese unglückseligen Conservenbüchsen! Das feine Olivenöl und die köstliche Walnustunke nicht umkommen zu lassen, hatte Rosalie die beiden Blechbüchsen in's Körbchen zurückgepackt. Bei dem Schnelllauf nun waren die „Dinger“ in's Rütteln gekommen und ihr Inhalt hatte sich durch das Korbgeflecht über das Kleid Rosaliens ergossen. „Die ganze Breite ist unrettbar verloren“, taxirte Natalie. Vorläufig aber war daran nichts zu ändern. Vielmehr mußte man sich beeilen, weiterzukommen. Die zu nichts mehr tauglichen Blechbüchsen wurden hinausgeworfen, das Körbchen gereinigt, und dann ging's den Bahndamm entlang der Station Sassenhof zu, die bei noch so langsamem Gang in einer halben Stunde erreicht werden konnte. Man war sehr einsilbig geworden. Nur einmal bemerkte Ro-

salie mehr für sich: „Ich sagte schon gestern: die Woche fängt gut an.“ So schritten sie den schmalen Fußweg im Gänsegang dahin, voraus Rosalie, hinterher Amalie, Natalie in der Mitte. Es begann zu dämmern, und tiefe Stille lag über der friedlichen Gegend. Um so heftiger fuhren die drei Schweigsamen zusammen, als plötzlich ein fürchterliches Entengekreisch, begleitet von orkanartigem Säusen und Brausen, die Luft erschütterte. Entsetzt sah Rosalie sich um. „Bijou, wo ist Bijou?!“ Sie hatte es sogleich errathen. Amalie, die auf Bijou nie gut zu sprechen war und den Zusammenhang desselben mit der wilden Jagd auch sofort errieth, entriß der ihr zunächst stehenden Natalie den Sonnenschirm (sie selbst trug einen breitkrämpigen Strohhut) und eilte der Richtung zu, aus welcher der wolfschlucht-ähnliche Lärm herkam.

Hier wüthete mittlerweile Bijou unter einem Duzend Enten wie Don Quixote unter den Schafen. Von einem entfernten Tümpel auf dem Rückmarsch nach Hause begriffen,



waren die langsam daherwatschelnden Thiere von Bijou heimtückisch überfallen worden, so zwar, daß er, in die wild auseinandergehegte Schaar hineinfahrend, der einen Ente in's Bein biß, einer andern den Flügel knickte und eben dabei war, sich in den Hals einer dritten festzubeißen, als Amalie auf dem Platz des ungleichen Kampfes erschien. Aus Leibeskräften ausholend, riß sie dem Rötter einen so tüchtigen Hieb über, daß sie mit diesem einzigen Schläge dreierlei erreichte: der Hund lief heulend davon, die Ente, gleichfalls hart getroffen, lag zappelnd am Boden und Nataliens schöner Sonnenschirm war caput; Amalie behielt nur den Griff in der Hand.

Was aber war der auf diese Weise beschwichtigte Lärm gegen den, welchen nun die zusammengelaufenen Bewohner der kleinen Ansiedlung erhoben, in deren unmittelbarer Nähe Bijous Ueberfall stattgefunden hatte! Es waren die Besitzer der Enten. Männer, Weiber und Kinder, bei ihrem Abendbrod aufgestört, umringten fluchend, heulend und

schreiend unsere drei Ungleichen. Einer der männlichen Unmenschen faßte Amalie ohne Weiteres am Arm, was sie um so mehr kränkte, als doch gerade sie nur Gutes im Auge gehabt hatte. Zugleich begann er die Ärmste hin- und herzuzerren unter der beständigen Drohung, daß er ihr die Seele aus dem Leibe schütteln werde, wenn sie nicht sogleich den Schaden bezahle. Diesmal erreichte Natalie durch die schmeichelhaftesten Anreden und durch die Versicherung, daß der Schaden ersetzt werden sollte, wenigstens die vorläufige Freilassung Amaliens. Womit aber ersetzen? Wieder traten die Drei zu einer geheimen Berathung zusammen, deren Resultat Natalie, vortretend, den versammelten Geschädigten dahin eröffnete, daß sie morgen „ganz bestimmt“ kommen und bezahlen würden; heute hätten sie all ihr Geld bereits verausgabt. Man kann sich den Hohn denken, der auf diese Eröffnung seitens der Gegenpartei folgte. Zuletzt machte der Rede und Gegenrede ein stämmiges Weib dadurch ein Ende, daß sie der vermittelnden Natalie

das Plaid vom Arm riß. Gegen 3 Rubel Schadenersatz könne man das Tuch zu jeder Zeit haben. Was war zu thun? An ein Zurückerobern des Pfandobjects war nicht zu denken. Der Schwarm der Ansiedler hatte sich schwabend und lachend zurückgezogen, und unsern Ausflüglern blieb nichts übrig, als die Wanderung wieder aufzunehmen. In beträchtlicher Entfernung folgte ihnen mißmuthig und tief gekränkt Bijou.

Aber das sie verfolgende Mißgeschick gab sich noch immer nicht zufrieden. In der Hitze des Wortgefechts und des allgemeinen Aufruhrs hatten sie weder gehört noch gesehen, wie der vorletzte Strandzug dort in der Ferne der Station Sassenhof entgegenrollte, um nach 2 Minuten weiter gen Riga zu dampfen, und als sie müde und erschöpft auf der genannten Station eintrafen, empfanden sie Angesichts der daselbst herrschenden Ruhe keine geringe Genugthuung, doch noch so frühzeitig angelangt zu sein. Sogar der Billetschalter war noch geschlossen. Ein paar

Minuten vergingen. Oder sollte am Ende . . . ? Ja, auch dieser Kelch sollte an ihnen nicht vorübergehen. Sie erfuhren es nur zu bald: der Zug sei schon längst abgelassen; gegen Mitternacht treffe der letzte ein; sie möchten sich im Wartesaal gedulden.

Hier saßen sie nun tief verstimmt. Nicht was sie heute erlebt, sondern was ihnen noch bevorstand, quälte ihre aufgeregten Sinne. Sie litten geradezu unter der Vorstellung, wie ihre nächtliche Heimkehr aufgenommen werden würde; Natalie und Rosalie wußten außerdem nicht, wie sie überhaupt in's Haus gelangen würden. Nicht um alle Welt hätte Natalie den Schlaf ihres Schwagers durch einen Zug an der Glocke gestört, und was Rosalie betrifft, so hatte sie ähnliche Rücksichten zwar nicht zu beobachten, aber sie hatte weder einen Hausschlüssel noch eine Glocke, die von der Straße aus zu handhaben wäre. Nur Amalie war in der Lage, sich durch den Nachtwächter die Hausthür aufschließen lassen zu können, aber oben angelangt, mußte sie



doch klingeln und dann war der Neckerei und Nörgelei seitens des boshaften Bruders kein Ende.

Nur in dieser gereizten Stimmung konnte es der ätherischen Amalie passiren, daß sie, als der noch ziemlich jugendliche Stationschef durch den Wartesaal schritt und die drei Ungleichem allerdings etwas neugierig ansah, mit absichtlicher Deutlichkeit sagte: „Der muß noch keine Menschen gesehen haben!“

„Menschen genug“, entgegnete, einen Augenblick stehen bleibend und verbindlich lächelnd, der Herausgeforderte, — „aber noch nie alle drei Grazien zusammen.“

„Auch das noch!“ keuchte Rosalie.

Natalie hielt sich neutral. Sie dachte zudem an ganz andere Dinge. Des heutigen Tages Eindrücke überlegend, mußte sie immer wieder auf Amaliens Tagebuch und auf das Verfahren zurückkommen, das die Freundin angewandt hatte, um sich zu vergewissern, ob ihre beiden Bewerber nur Liebe, nichts als Liebe für sie empfänden. Die rücksichtslosen

Worte, die Amalie gestern zu ihr gesprochen: . . . „er macht Jagd auf Dein Kapital“, fingen an, Natalie um so intensiver zu beschäftigen, als ihre beiden Gefährtinnen seit dem Verschwinden des jungen Stationschefs stumm dasaßen und ihr Schweigen auch dann nicht unterbrachen, als man schon im Waggon Platz genommen hatte und zur Stadt fuhr. „Sollte er wirklich, wie Amalie meint . . .?“ Und sollte auch sie, Natalie, ihn, der bereits um ihre Hand angehalten, auf die Probe stellen? Ja, war denn das Verfahren, das Amalie ihren Bewerbern gegenüber eingeschlagen hatte, überhaupt klug und zu empfehlen? Kann „Er“ sie nicht von Herzen lieb haben, ohne Geld aber keinen eigenen Herd zu gründen im Stande sein? Und wenn „Er“, so vernünftig denkend und in solchen Erwägungen sich zurückzieht? . . .

Als der Zug in Riga hielt, stand Nataliens Entschluß, „Ihn“ nicht auf die Probe zu stellen, unerschütterlich fest.

\* \* \*

Der Verabredung gemäß sollte Natalie entweder bei Rosalie, oder es sollten, falls auch letztere nicht in's Haus könne, beide bei Amalie schlafen. So konnte man sich zu Hause doch noch damit entschuldigen, daß man, wie es nicht selten vorkam, bei der einen oder der andern Freundin die Nacht zugebracht habe. An Nataliens Haus ging man also vorüber und dann hinaus durch die menschenleeren Straßen zur Vorstadt. Vergeblich war Rosaliens Klatschen in die Hände, ihre Angehörigen im zweiten Stocke schliefen den Schlaf des Gerechten und hörten sie nicht. Es blieb nur Amaliens Haus übrig, das in der Nähe lag. Da saß auch der Nachtwächter vor der Thür.

„Schließen Sie auf!“

Er rührte sich nicht.

„Aufschließen!!“

Dieselbe Wirkung.

„Wahrhaftig, er schläft! – Schließen Sie die Thür auf!!!“ Amalie begleitete nun schon ihre durch die wachsende Zahl der Aus-

rufungszeichen hoffentlich genügend gekennzeichnete Kraft der Stimme mit gelinden Stößen vermittelt der Ueberreste von Nataliens Sonnenschirm.

Ein tiefes Brummen war die Antwort.

„Wahrhaftig, er ist betrunken!“ Amalie war außer sich. Ihr fiel der Griff ein, mit dem der bäurische Unhold heute Abend ihr die Seele aus dem Leibe zu rütteln drohte. Mit ähnlichem Griff packte sie nun den Arm des pflichtvergessenen Hüters ihres Hauses und schüttelte ihn so energisch und doch so vergeblich, daß des Mannes Spritzbetrunkenheit wohl keinem Zweifel mehr unterlag. Des Zweifels Nest schwand, als der von Neuem Gerüttelte, laut Angerufene und von Bijou noch dazu wüthend Angebellte die wüste Drohung ausstieß, er werde die nächtlichen Ruhestörer zur Polizei abführen.

„Wir sind verurtheilt, auf der Straße zu bleiben!“ jammerte Rosalie.

Wieder war es des Dreibundes erfindungsreiche Natalie, die nach längerem Sin-



nen den Einfall hatte, für die Nacht in einem Gasthause sich einzulogiren. Auch präcisirte sie ihren Vorschlag, indem sie das Gasthaus zu den „Drei Rosen“ nannte, das ganz in der Nähe und zudem billig sei. Den Einwand, daß man kein Geld habe, entkräftete sie leicht. Eine von ihnen könne ja das nöthige Geld früh Morgens holen.

So seltsam den Anderen dieser Vorschlag Anfangs erschien, zuletzt wurde er doch angenommen und ausgeführt. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß es Rosalie war, die am nächsten Morgen das Mandat erhielt, das Geschäft des „Geldtreibens“ zu besorgen. War sie doch gewissermaßen der Fuchs der Verbindung oder, bürgerlich gesprochen, die Dekonomieräthin. Zudem brauchte sie die Kleinigkeit gar nicht „aufzutreiben“, sondern zu Hause nur in ihre Schatulle zu greifen, was für Rosalie bei der musterhaften Vorsicht in der Verwendung ihrer Einkünfte mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden war.

Ihren Angehörigen gegenüber beging die harmlose Rosalie leider den Fehler, ihr nächtliches Ausbleiben gegen alle Abmachung der Wahrheit gemäß zu erklären. Das wäre aber noch gut zu machen gewesen, wenn sie nicht ihren Gefährtinnen gegenüber den weiteren Fehler begangen hätte, ihnen zu verschweigen, daß sie sich zu Hause verplappert habe. So kam es, daß, heimgekehrt, Amalie ihrem Bruder und Natalie ihrem Schwager eröffneten, sie hätten gestern Abend nicht stören wollen und wären bei Rosalie zur Nacht geblieben. Und das war nicht gut.

Als man nach vollzogener Sassenhoffahrt und im Wiederbesitz des ausgelösten, sehr unangenehm dustenden Plaids bei Natalie den Nachmittagskaffee einnahm und die unerlaubte Verwendung des Tuches auf's Schärffste verurtheilte, wurde an die Thür geklopft und Nataliens malitioser Schwager trat, eigenthümlich lächelnd, in die kleine Stube. Zu seinem unendlichen Vergnügen war ihm von Rosaliens Schwager soeben mitgetheilt wor-

den, wo eigentlich „die drei Ungleichen“ die vergangene Nacht zugebracht hatten.

„Freue mich, die drei ungleichen Rosen im trauten Dabeim meiner lieben Schwägerin begrüßen zu können“, sagte er artig, mit dem Ton auf „Rosen“.

Die Drei sahen sich klopfenden Herzens an. Wußte er um ihr gestriges Nachtquartier, so war es um ihre Ruhe für lange Zeit geschehen. Verstand er doch aus den unschuldigsten Dingen die piquantesten Geschichten zu machen und sie in einer Weise zu colportiren, „daß man“, wie die Leute sagten, „seines Lebens nicht mehr froh wurde“. Zunächst reichte er Amalie, sodann Rosalie und zuletzt Natalie die Hand und fragte, ob's erlaubt sei, ein wenig Platz zu nehmen. Amalie wies ihm bereitwilligst einen Stuhl neben dem ihrigen; sie glaubte sich dazu berechtigt. Er war ein stattlicher Mann in den besten Jahren, war Literat, schien Amaliens hochstrebenden Geist wohl zu würdigen und wäre ihr daher durchaus genehm gewesen. Um so

heftiger klopfte ihr Herz bei dem Gedanken, daß er am Ende von ihrem unendlich prosaischen, ja sogar höchst unpassenden Nachtquartier in den „Drei Rosen“ etwas wisse. — Auch Nataliens Herz klopfte. Aber das that es ohnehin immer, so oft sie den Schwager kommen sah. Doch klopfte es nicht aus Liebe, sondern aus Furcht. Sie litt beständig unter der Angst, der Schwager könnte am Ende bei ihr „ansprechen“, in welchem Falle sie aus Furcht vor ihm nicht den Muth haben würde, nein zu sagen. Und was hätte dann aus Demjenigen werden sollen, den nicht auf die Probe zu stellen, sie sich fest entschlossen hatte? — Rosaliens Herzklopfen war durch das jäh erwachte Gewissen hervorgerufen. Dieses zu beschwichtigen, fragte sie denn auch den Wittwer, der neben ihr und nicht neben Amalie Platz genommen hatte, piquirt:

„Die drei ungleichen Rosen? — Was soll das heißen?!“

„Sagen wir: die drei rofigen Ungleichen, wenn es den Damen lieber ist.“



Er schien es nicht zu wissen. Die Drei athmeten wieder auf, und Rosalie, die ihres Einflusses auf Nataliens Schwager im Stillen sich wohl bewußt war, ihre Macht jedoch aus Schonung für Amalie nur selten in deren Gegenwart ausübte, rief mit gemachttem Unwillen:

„Lassen Sie die Complimente und erzählen Sie uns lieber was Neues.“

„Das Allerneueste passirte vorige Nacht. Denken Sie sich . . .“ Und er erzählte, wie gestern nach Mitternacht drei blutjunge Mädchen aus den besten Familien (Namen wolle er nicht nennen) in einem Vorstadtgasthause (der Name thue nichts zur Sache) eine Nummer genommen und dort eine großartige Kneiperei mit Solo-, Chor- und Rundgesang veranstaltet hätten. „Wie gesagt, blutjunge Mädchen, die Jüngste soll noch der reine Backfisch und allerliebste gewesen sein.“ Dabei drückte der Herr Schwager, wie er auch sonst zu thun pflegte, zart und decent seine große Rechte auf Rosaliens kleine Linke. Ihm ent-

ging die Beklemmung nicht, die seine Mordsgeschichte in den drei Zuhörerinnen verursacht hatte. Um sein Pulver aber nicht auf einmal zu verschießen, empfahl er sich nach einigen allgemeinen Complimenten und verließ das Zimmer.

„Er weiß es!“ riefen die drei Ungleichen wie aus einem Munde.

Was dann jede von ihnen nach einer peinlich langen Pause noch besonders hinzufügte, war bezeichnend für ihren Seelenzustand.

Amalie schloß die Augen und lispelte: „Meine Ruh' ist hin!“

Natalie stöhnte: „Wir sind blamirt!“

Rosalie hustete verlegen und sagte: „Ach, was!“

Allein mit dieser Verlegenheitscourage vermochte sie weder sich selbst noch die Freundinnen zu trösten. Man trennte sich in der unangenehmsten Stimmung.

\* \* \*

Der folgende Tag dieser pechösen Woche war der Freitag und am Freitag unternahmen

die drei Ungleichen principiell nichts. Wer unternimmt überhaupt etwas am Freitag! Die literarische Amalie hatte bei der ersten Gelegenheit aufklärend bemerkt, am Freitag treibe die finstere Frigg ihr unheimliches Wesen in der Luft, und Rosalie, besonders aber Natalie hatten das durch zahllose Beispiele über am Freitag passirte Unglücksfälle zu Lande und zu Wasser zu illustriren gewußt. Sie gingen daher am Freitag nie aus und verbrachten den ganzen Tag im Schuß ihrer „vier Wände“ mit Aufräumen, Ordnen, Briefschreiben und — Couponschneiden in behaglicher Ruhe. Heute jedoch sollte ihnen anstatt Behagen und Ruhe nur Aerger und Verdruß in höchster Potenz zu Theil werden.

Beginnen wir mit Amalie.

Schon während des Mittagessens bemerkte sie bald, daß ihr Bruder von Nataliens Schwager offenbar influirt worden war. Als die Anspielungen und Neckereien kein Ende nehmen wollten, gerieth die Empfindliche zuletzt in solchen Zorn, daß sie, auf den Rest

der Mahlzeit verzichtend, in die Höhe schnellte, dem Spötter ihre Serviette in's Gesicht schleuderte und sich in ihre separirten Gemächer zurückzog. Hier hatte sie kaum an ihrem großen Mahagonischreibtisch im bequemen Lehnstuhl sich zurückgelegt und das „Buch der Lieder“, ihre „Bibel“, wie sie zu sagen pflegte, zur Hand genommen, als die Thür aufging und eine alte, sehr würdige Dame in einem Spitzenhäubchen und mit an der Seite aufgedrehten schneeweißen Haarlocken in's Zimmer trat. Es war Amaliens Tante väterlicherseits. Sie trat leisen Schritts näher.

„Liebes Kind — ist es denn wahr?“

„Was, Tantchen?“

„Daß Du eine Nacht in der Einfahrt zu den „Drei Rosen“ zugebracht hast?“

Für diese Tante hatte Amalie sonst eine große Zuneigung, weil sie von ihr immer das so angenehm klingende „Kind“ zu hören bekam, aber heute, nach den Vorgängen am Mittagstisch, wollte sie fast böse werden gegen die alte, würdige Dame. Doch bezwang sie



noch ihre Aufwallung und erwiderte ziemlich ruhig:

„Es ist wahr, Tantchen; aber erstens konnten wir drei — Natalie, Rosalie und ich —, von einem Ausfluge, nicht durch unsere Schuld, verspätet zurückgekehrt, auf keine Weise mehr in unsere Wohnungen gelangen, zweitens ist es keine Einfahrt, sondern ein passables Gasthaus und drittens — sparsam sei der Mensch, liebes Tantchen. Bitte, setz Dich.“

„Sparsam! bei Deinen Mitteln und Deiner gesellschaftlichen Stellung?! Geh' mir weg! Du vergißt ganz, daß Dein seliger Vater, mein guter Bruder, Regierungsrath war. Die sogenannten „Drei Rosen“ sind und bleiben eine Einfahrt, und es ist und bleibt eine Schande, daß meine Nichte dort Nachtquartier nimmt. Ich muß Dein Verhalten durchaus mißbilligen und kann mich nicht sehen. Ich bin zu erschauert. Adieu!“

Sie schlug die Thür hinter sich noch mit ziemlicher Kraft zu.

Amaliens Nasenflügel flogen. Sie griff

wieder zu dem erprobten Beruhigungsmittel, ihrer „Bibel“.

Es dauerte nicht lange, da stürmte eine entfernte Verwandte des Hauses ohne Weiteres in den kleinen Salon und rief, auf Gruß und Vorrede verzichtend, ungestüm aus:

„Was muß ich hören — Amalie!“

„Was mußt Du? Was zwingt Dich denn?“ fragte spöttisch die Herrin des Salons, die sich vor dieser Verwandten nie genirte. „Heraus mit der Sprache: wer zwingt Dich?“

„Ich lasse mich überhaupt nicht zwingen.“

„Klatsch zu hören. Glaub' ich. Thust's ungezwungen und gern.“

„Was grob wird, fühlt sich getroffen. Ich verstehe.“

„Ja — wo wir im Schmutz uns fanden,

Da verstanden wir uns gleich.“

„Du scheinst wirklich noch vom starken Duft der „Drei Rosen“ benommen zu sein. Auf Wiedersehn.“

„Ich verzichte.“

Damit eilte Amalie der sich schleunigst Entfernenden nach und rief dem Dienstmädchen, das die entrüstete Dame hinausließ, recht laut zu, sie sei für Niemand mehr zu sprechen.

In ihrem Salon heftig auf und nieder gehend und hier einen Stuhl, dort einen Sessel, die ihr nicht gleich Platz machten, mit dem Fuße wegstoßend, ließ sie ihrem Unmuth freien Lauf. „Diese Natalie mit ihrem hausbackenen Einfall! Und wenn auch, wen geht es etwas an? Empörend! Kennt dieses Verwandtschaftsrestchen wie besessen in meine Wohnung, um mir Schnödigkeiten zu sagen! Vom Duft der drei Rosen benommen. Sieh, sieh! Wer hätte der Einfältigen Wortspielerei zutraut! Auf Wiedersehn! Ja, da kannst Du lange warten. . . Was ist das? Marie Imers Gefräßze?“

Aus dem Corridor vernahm sie die heisere, strapazirte Stimme ihrer verwittweten Cousine Marie Imer, mit der sie permanent auf Kriegsfuß stand. „Reden sie keine Dummheiten“, hörte man die raube Stimme offenbar

zum Dienstmädchen sagen. „Das Fräulein nicht zu sprechen! Sieh mal an!“

Amalie wollte eben zur Thür eilen, um den Schlüssel umzudrehen, als ihr bereits die Cousine entgegentrat — eine ältliche schwarzgelbe Erscheinung mit stechendem Blick.

„Also nicht zu sprechen? Raizenjammer? Wie?“ Madame Imer versuchte nachlässig zu lächeln.

„Was soll das?“ fragte, sofort gereizt, Amalie.

„Ich bin gekommen, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Keine schlimmen Folgen von der durchzechten Nacht in den „Drei Rosen“?“

Amaliens Brust wogte. „Ich wünschte“, sagte sie mit gepreßter Stimme, „die drei Rosen hätten Dornen und ich liebe Dir damit unter die Nase.“

„Welch schöner poetischer Vorwurf!“ höhnte Madame Imer mit Beziehung auf Amaliens dichterische Neigungen. Dergleichen Ausfälle seitens der „giftigen“ Cousine hatten stets



kleine Wuthausbrüche bei der Verhöhnnten zur Folge, im gegebenen Anlaß aber erst recht. Mit drohend ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf die Thür weisend, gebot sie dem Eindringling:

„Verlasse augenblicklich meine Wohnung!“

„Also in größter Form an die Luft gesetzt. Ich hätte Deinem vorgerückten Alter doch mehr Vernunft zugetraut!“ Sie war fürsorglich schon zur Thür hinaus, ehe sie diese neue Herausforderung vollendet hatte.

Das französische Wort, das Amalie hierauf ausstieß, bleibe unausgeschrieben. Es genügt, wenn der Anfangsbuchstabe mit der erforderlichen Anzahl Punkte dahergesetzt wird:

„C . . . . .!“

Man verurtheile die auf's Aeußerste Aufgebrachte wegen dieses starken Ausdrucks nicht, sondern entschuldige sie, bedenkend, wie leicht selbst ein ästhetisch gebildeter Mensch bei hitzigem Temperament und hochgradiger Erregung sich vergessen kann. Amalie schien auch bereits zum Bewußtsein dessen ge-

langt zu sein, daß sie sich vergessen habe, denn sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und murmelte: „Wie unglücklich ist doch ein alleinstehendes Mädchen! Der eigene Bruder, anstatt ihr Schutz und Schirm zu sein, greift sie an! Was soll man da noch von solchen Personen erwarten, wie diese Marie Ymer. Ja, es ist kein Glück, allein zu stehn. Das Geld macht's nicht . . .“ Dabei streiften ihre Gedanken Nataliens Schwager, aber nur, um sich enttäuscht von ihm abzuwenden. Wer so, wie er, über ein alleinstehendes Mädchen Klatschgeschichten verbreiten könne, „der hat weder Herz, noch verdient er, daß man ihm Neigung entgegenbringe. . .“

„Da ist sie ja! Na, also!“

Mit dieser Demonstration wurde die Sinnende in ihrem Gedankengang durch eine alte Dame unterbrochen, die geräuschlos hereingetreten war. Sie trug einen Hut ältester Mode und, trotz der herrschenden Wärme, einen dicken Radmantel, unter dem jetzt ihre

behandelschubte Hand mit einem Hörrohr hervorkam.

„Was hat denn die Marie Jmer wieder gehört und verdreht?“

„Kann mir denken, Tante Gustchen, daß es nichts Gutes gewesen sein wird“, rief Amalie sehr laut, da diese ihre Tante mütterlicherseits fast taub war.

„Ach?“ Die Tante öffnete den Mund und legte ihr Instrument an's Ohr, die breite Oeffnung Amalie hinhaltend.

„Was hat sie Dir denn eingeredet?“ sprach Amalie in die Oeffnung.

„Du littest am Trilirium Demens und hättest Dich in der Einfahrt zu den „Drei Rosen“ ganz einlogirt.“

Nun war das Maß voll. Eine fünfte Bissite mit vielleicht noch gesteigertem Motiv hätte Amalie rasend gemacht. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ließ sie die schwerhörige Tante stehen, ergriff im Corridor Hut und Sonnenschirm und befand sich im nächsten Augenblick auf der Straße und auf der Flucht

zu Rosalie. Wie sie zu der in's Zimmer trat, fand sie dort bereits Natalie vor, beide, hochrothen Kopfes, im Begriff, zu Amalie zu flüchten. Ihnen war es in Bezug auf „theilnehmende“ Nachfragen womöglich noch schlimmer gegangen als Amalie, indem Natalie sechs und Rosalie fünf Besucherinnen unter vollständiger Störung ihres seelischen Gleichgewichts hatten Rede stehen müssen. Da auch sie noch kein Ende dieser Besuche absehen, hatten sie beschlossen, Amalie aufzusuchen und dieselbe zu irgend einem gemeinschaftlichen Unternehmen zu persuadiren, das geeignet wäre, sie für einige Zeit dem Bannkreise übler Nachrede zu entrücken.

Das gegenseitig Erlebte war bald erzählt.

„Fort müssen wir, gleich gut, wohin, bis der Klatsch sich plattgelegt hat“, concedirte Amalie. „Und gerade allen diesen Tanten, Cousinen und Klatschbasen zum Troß müssen wir wieder unter eines Gasthauses schützendes Dach uns flüchten.“

„In der That“, bestätigte Rosalie, und



proponirte eine sofortige Fahrt an den Strand und Logement in Majorenhof in Horn's Hotel. Die Tage seien ohnehin unerträglich heiß geworden. Ein Duzend Seebäder würden Seele und Leib erfrischen und den Mehlstaub dieser fatalen Woche niederschlagen.

„Am Freitag eine Reise unternehmen! Kinder, ist das nicht bedenklich?“ wandte Amalie ein.

„Gut ist's ja nicht, und wir haben's bis jetzt auch vermieden“, meinte Rosalie, „aber da wir nun einmal fort müssen, wie Du selbst sagst, Amalie, so ist eine Strandfahrt doch noch am unverfänglichsten.“

„Zudem fahren am Freitag keine Juden.“

Diese letzte Aeußerung Nataliens gab den Ausschlag, und nachdem Rosalie zugesagt hatte, Bijou zu Hause zu lassen\*), kam die Fahrt an den Strand alsbald zur Ausführung.

\*       \*       \*

---

\*) Auf der Rückfahrt aus Sassenhof hatten die Drei Bijous wegen ein unangenehmes Rencontre mit dem Eisenbahnschaffner.

Es war ein gar schwüler Sonnabend-Nachmittag, als unsere drei Gäste des Hotels Horn bei Beginn der Damenbadestunde sich an's Meer begaben, um aus einem der Hotel-Badewagen, den sie belegt hatten, und der die Badegäste so tief als möglich in's Wasser fährt, das erfrischende Bad zu nehmen. Die vier aus dünnen Brettern bestehenden Wände dieser leichten Wagen, sowie das Dach waren damals durch Haken und Dösen unter einander verbunden, so daß die einzelnen Theile nach Saisonluß bequem auseinandergenommen und unter Dach gebracht werden konnten. Nach langem Warten (die Nachfrage nach dem Badewagen war groß) bestiegen unsere Damen endlich einen dieser freigewordenen Wagen und befanden sich bald in der kühlen Fluth, in der sie sich nach Herzenslust zu tummeln begannen: Amalie im weißblauen, Natalie im blauweißen, Rosalie im rothweißen Badecostüm. Sie tauchten auf und tauchten nieder, schnellten in die Höhe, bespritzten sich gegenseitig unter durchdringendem Gekreische,

lachten, schwappten, wälzten und rollten sich wie die Seehunde im flachen Wasser — kurz, gaben und fühlten sich wie muthwilliges junges Blut. Es war aber auch zu schön.

Indessen verging die Zeit und die Herrenstunde begann. Schon zeigten sich mit Lakeln und Handtüchern versehene Männergestalten auf den bewaldeten Dünen. Man mußte also schleunigst den Schutz der vier Wände des Badewagens auffuchen und sich ankleiden.

Das Pech, das den drei Ungleichen nunmehr bevorstand, detaillirt zu schildern, wäre zu grausam.

Der kleine Fischerjunge, dem es oblag, hoch zu Ross die Wagen hinein- und herauszufahren, hatte sich im Drang der Geschäfte gründlich verspätet, und daher galoppirte er in die Wogen, daß das Wasser von allen Seiten hoch aufspritzte, haßte die Stränge hastig in die Krampen des Wagens und versetzte dem Gaul, damit er mit dem Anziehen nicht zögere, einen grausamen Schlag mit dem Peitschenstiel. Mit jähem Ruck zog das



vor Schmerz wild gewordene Thier an. Die Folgen waren schrecklich. Ein dreifacher freischender Ausschrei begleitete das gleichzeitige Bornüberfallen der Borderwand des Badewagens. Durch den vehementen Ruck waren die Haken der Seitenwände aus den Nischen der Borderwand herausgesprungen, und vor den Blicken der herannahenden Männer saßen Weißblau, Blatweiß und Rothweiß (zum Theil der Costüme bereits ledig) starr vor Schreck zusammengekauert frei und offen da.

Herrin der Situation wurde zuerst Natalie. Sie wagte einen Blick in's Freie, was einen halbunterdrückten Ausschrei und das mit fliegender Hast von ihr bewerkstelligte Ausbreiten eines Lakens vor der klaffenden Vorderseite des Wagens zur Folge hatte. Sie war nämlich überzeugt, ihren Schwager unter den mittlerweile am Ufer angelangten und mit Interesse den Vorfall verfolgenden Herren wahrgenommen zu haben. Als Rosalie von dieser Wahrnehmung hörte, rief sie fast weinend:

„Es ist wirklich zum Verzweifeln!“





„Das kommt von Unternehmungen am Freitag!“ grollte Amalie.

Unterdessen hatte der Junge mit Hilfe mehrerer Knaben, die bereits im Wasser herumspangen, die Vorderwand des Wagens aufgerichtet und Natalie mit Hilfe Amaliens und Rosaliens das Einhaken besorgt. . .

Schon der nächste Zug brachte unsere vom Pech dieser Woche so sehr verfolgten drei Ungleichen zur Stadt zurück, wo sie ihre Handkoffer packten, noch an demselben Abend unter Begleitung Bijous in die livländische Schweiz abdampften und sich im Kremoner Schweizerhaus für 14 Tage einlogirten.





Eine unverwickelte Geschichte.









1.

### Frau und Herr Humpert.

Der Fabrik- und Rathsherr Humpert, ein Mann in den besten Jahren, packte seinen kleinen Handkoffer. Seine Frau, auch noch eine anmuthige Bierzigerin, saß in demselben Zimmer, hielt einen Prachtband des Don Quijote

aufgeschlagen in den Händen, sah aber sinnend über das Buch hinweg.

„Woran denkst Du, liebe Auguste?“ fragte Herr Humpert, ohne sich in seiner Beschäftigung zu unterbrechen.

„Ich reflektire,“ antwortete Frau Humpert.

In der That, sie „reflektirte“, sie reflektirte beständig, so daß sie verhältnißmäßig wenig zum Lesen kam, wiewohl man stets ein Buch in ihrer Hand sah.

„Du besinnst Dich vielleicht noch und fährst mit,“ begann Herr Humpert, ein Rasirbesteck schließend, nach einiger Zeit von Neuem. Nach den Kurberichten zu urtheilen, dürfte der Brunnen auch Dir heilsam werden.“

„Kurberichte!“ spöttelte die Frau.

„Wie so?“ fragte der Gemahl.

„Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: wenn man auch Notizen brächte über Brunnen und Bäder, die nicht geholfen haben, so würde kein Mensch mehr hingehen, wenigstens kein Kranker.“

„Das muß unser Doktor verantworten;

er ist der geschickteste Arzt in R.; er hat mir Soden empfohlen.“

„Wo ein geschickter Arzt keine Krankheit vorfindet und doch heilen soll, da beginnt er damit, eine Krankheit zu schaffen. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe.“

„Herr Humpert schwieg und fuhr im Packen fort. Er hatte zwar für seinen Theil natürlichen Verstand genug, und er griff seine Frau auch überall tapfer an, wo sie ohne die fremde Eskorte von geharnischten Meinungen und Sentenzen auftrat; da das jedoch selten der Fall war, Frau Humpert vielmehr fortwährend das helle Licht klassischer Lektüre reflektirte, so begnügte er sich mit passivem Widerstande, d. h. er schwieg, handelte aber nach seinem Sinn.

Nach den vorausgeschickten Proben wird man es gerechtfertigt finden, daß Frau Humpert in den Gesellschaftskreisen, denen sie angehörte, für eine Dame von Geist galt. Es waren das ausgewählte Kreise, wo man nur en passant von Theater, Concert und der Marlitt



sprach, sonst aber Julian Schmidt kritisirte und mit David Strauß in vielen Stücken übereinstimmte. Freilich entging Frau Humpert auch hier keineswegs dem Schicksale hervorragender Menschen, indem ihr selbst ihre intimsten Freundinnen nachsagten, die Humpert verschweige nur darum die Quelle ihrer Citate, komme nur darum stets mit ihrem „ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe, oder wer es gesagt hat“, um ihre eigenen Einfälle zu Ansehen und Würde zu bringen; allein, wie ich ihr dieses nicht nachzuweisen im Stande bin, ebenso kann ich auch nicht in die Nachrede einstimmen, daß Frau Humpert, die Tochter einer geadelsten Patrizierfamilie, mehr Hochmuth an den Tag lege, als sie ein Recht dazu hätte.

Der Handkoffer war gepackt.

„So muß ich denn schon allein reisen!“ sagte Herr Humpert, den schweren Athem der Ermüdung geschickt als Seufzer verwerthend.

Frau Humpert ließ sich täuschen. „Sei nicht sonderbar!“ tröstete sie. „Da ich die Mary

der Confirmationsstunden wegen nicht mitnehmen, sie aber auch nicht allein lassen kann (die Aufsicht einer Tante vermag die Obhut einer Mutter nicht zu ersetzen), so muß ich schon zurückbleiben.“

Sie hatte das gesagt, ohne von ihrer Lektüre aufzublicken, und schien nun weiter zu lesen. Es schien nur so Sie dachte an den öffentlich und feierlichst anerkannten Dichter Matthäus Quellschen, dessen Freundschaft ihr viel Freude machte. Doch das genügte ihr nicht. Sie beneidete die zu historischem Ansehen gelangten Correspondentinnen der großen Dichter. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß Quellschen eine große Dichterkunft bevorstehe. Und welcher Triumph für sie, wenn nach seinem Tode (sie war sicher, ihn, der an der Leber zu leiden schien, zu überleben) die gesammelten Schriften des Gefeierten erscheinen und es unter Anderem heißen wird: „Briefwechsel Quellschen's mit Auguste von Humpert!“ Für die Erhebung in den Adelstand war ihr nicht bange. Den Briefwechsel im Auge, war es ihr

vermöge ihrer guten Verbindungen gelungen, dem Dichter, der bisher in N. gelebt, in M. eine glänzende Anstellung zu verschaffen, und nun erwartete sie täglich einen Brief von ihm, den ersten Brief. War sie schon aus diesem einfachen Grunde entschlossen, ihren Posten nicht zu verlassen, so kam noch, wessen Frau Humpert andeutungsweise bereits erwähnte, hinzu, daß ihre Tochter Mary ein lebhaftes Mädchen war, und daß Herr von Gernneck, ein unternehmender junger Mann, die Sechzehnjährige umflatterte. Das wollte überwacht, gelenkt und zum guten Ende geführt sein.

Ja, an alles Das dachte Frau Humpert.

Dann schien sie, ernstlich mit dem Buche beschäftigt, scharf zu reflektiren. Ihre Blicke ruhten auf dem Punkt hinter den denkwürdigen Worten der Frau Therese Pansa: „Besser, die Tochter schlecht verheirathet, als daß sie gut zu Falle kommt.“ Die Senatorin machte zwar ein verächtliches Gesicht zu dieser Bauernmoral des plumpen Weibes, ließ aber gleichwohl den Punkt nicht aus dem Auge. Das



dauerte noch eine Weile. Plötzlich erhob die Denkerin den Kopf und sagte:

„Wir müssen anfangen, auf eine passende Mariage für Mary bedacht zu sein.“

„Wie so?!“ rief, überrascht stehen bleibend, Herr Humpert. Er hatte sich eine Cigarre angezündet und war im Zimmer auf und ab gegangen.

„Was hältst Du von dem jungen von Gernneck?“

„Nichts.“

„Wenn ich mich für Herrn von Gernneck interessire, lieber Humpert, so muß Dir das Garantie genug sein, daß er dessen werth ist.“

„Soll ich denn lügen?“

„Nein, aber bedenken, ehe Du urtheilst.“

„Hier giebt es nichts zu bedenken,“ entgegnete der Rathsherr, keineswegs geschlagen: die Gattin socht noch allein, ohne Escorte. Diesen Vortheil sollte er gleich verlieren.

Frau Humpert legte sich tief in ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme über die Brust und sagte langsam:



„Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: es giebt kaum einen Fall in der Welt, wo nicht das Für und Wider fast gleiche Stimmen hätten, denen, wenn es gut geht, ein Ungefähr den Ausschlag giebt“

Herr Humpert schwieg.

„Und so,“ fuhr die Siegerin fort, „spricht mindestens ebensoviel für von Gernneck, als gegen ihn.“

„Was hat das aber mit einer Heirath Mary's zu thun?“ drang der Senator auf die wiederum unbedeckte Gemahlin ein.

„Nun, von Gernneck macht unserem Kinde auffallend den Hof, und ich gedenke seine Werbung zu begünstigen.“

Der Vater brauste auf. „Noch was Neues! Noch sind die Confirmationsstiefel nicht bestellt, und Du denkst schon an die Hochzeitschuhe! Da hört doch Alles auf! Was weiß das sechzehnjährige Ding von Liebe!“

„Lieber Mann,“ erwiderte die Denkerin ruhig, „ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: man weiß ebensowenig, wann ein weib-

liches Herz zu lieben anfängt, als wann es zu lieben aufhört."

Herr Humpert schwieg.

„Und so erscheint Mary und von Gernneck als gar kein übles Paar.“

„Aber, liebe Auguste, Dein Herr von Gernneck ist ja noch, mit Respekt zu sagen, ein dummer Junge: er ist viel zu jung!“

„Wenn es,“ docirte die Senatorin mit Ruhe und Würde, „wenn es, wie ich eben bewies, unbestreitbar ist, daß dem weiblichen Herzen im Punkte der Liebe keine Zeitgrenzen gesteckt sind, so sind diese Grenzen bei Euch Männern genau fixirt. Ich weiß nicht mehr, durch welchen weiblichen Historiker ich meine Erfahrung bestätigt gefunden habe: das heroische Zeitalter der Männer endet mit dem dreißigsten Jahre.“

Herr Humpert stuzte.

„Je früher daher ein Mann heirathet, um so besser für die Frau.“

„Aber Herr von Gernneck hat das rekrutenpflichtige Alter noch nicht überschritten,“ drang

Herr Humpert wieder vor. „Nach der neuen Wehrpflichtordnung, die in diesem Jahre in Kraft tritt, muß er loosen und, wenn das Glück gut ist, unter die Soldaten auf sechs lange Jahre.“

„Lächerlich!“

„Wie so?“

„Einen Edelmann steckt man nicht unter die Soldaten.“

„Es heißt: Alle müssen dran, ob vornehm oder gering, und nur der Bildungsgrad entscheidet die Länge der Dienstzeit von sechs Monaten bis zu sechs Jahren.“

„Was es mit Eurer neuen Wehrpflicht für eine Bewandniß hat, ist mir gleichgültig, so viel aber ist gewiß, daß man den Adel nicht erniedrigen und provociren wird. Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: Adel und Geistlichkeit sind die beiden Enden der Balancirstange der Fürsten: fort die Stange — plauß der König!“

„In Bezug auf Rußland — Unsinn!“ rief mit Nachdruck Herr Humpert, der sich



hier als Autorität fühlte und keinen Klassiker fürchtete.

Frau Humpert schien die Einwendung überhört zu haben.

„Es ist also lächerlich,“ fuhr sie fort, „Herrn von Bernneck gegenüber von gemeinem Soldatendienst zu sprechen. Ich werde seine Werbung begünstigen.“

„Thust Du das, so stelle ich einen Gegenkandidaten auf!“ drohte der pater familias und ließ sich mit Nachdruck auf einen Lehnstuhl nieder.

„Wen denn, wenn man fragen darf?“

„Einen, der, wie mir scheint, auch um Mary wirbt, aber still, bescheiden: Kräutner.“

„Albern!“

„Wie so?!“

„Ein ehemaliger Bauernjunge!“

„Ach was! Das stört heutzutage nicht mehr! Kräutner ist zwar nicht älter als Dein Candidat, aber reifer; er hat das Polytechnicum durchgemacht und wird daher, falls er unglücklich zieht, nur sechs Monate dienen



müssen. Ja, ja, liebe Auguste, die Junker, die nichts gethan haben, sind schlimm daran jetzt. Außerdem ist Kräutner ein ehrenwerther junger Mann, rein und unbescholten."

„Lieber Humpert, auch der reinste Ton klingt widerlich, sobald er sich in eine Harmonie mischt, die ihm fremd ist. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe."

Herr Humpert schwieg.

„Von diesem Herrn Kräutner kann also nicht die Rede sein. Die Contraste sind zu groß."

„Ja wohl, ja wohl, liebe Auguste! während Herr von Gernneck mir mein Geld verzehren wird, wird Herr Kräutner mir Geld verdienen. Das ist der große Unterschied. Ich gedenke nämlich Kräutner zum Leiter meiner Fabrik zu machen. Er erwartet nur noch sein Chemikerdiplom aus dem Ministerium. Sein Professor empfiehlt ihn mir als einen geradezu genialen Kopf. Das ist's! Und jetzt sage mir: was hat Dein Herr von Gernneck gelernt?"

Frau Humpert dachte nicht lange. „Ich weiß nicht mehr,“ sagte sie, „wer den klassischen Ausspruch gethan hat, aber ich unterschreibe ihn aus Erfahrung: mir ist keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialischen glücklich gelebt.“

Herr Humpert schwieg.

## 2.

### Mary und der eine von den Candidaten.

Der eine von den „Candidaten“, um die sich die Controverse zwischen dem Senator und der Senatorin soeben entwickelte, stand mittlerweile in einem entlegenen Zimmer des Humpertschen Hauses und demonstirte dem fünfzehnjährigen Sohne desselben einen mathematischen Lehrsatz. Dieser Candidat war Herr Kräutner.

Seine äußere Erscheinung vermochte den Ansprüchen einer verwöhnten Schönen kaum

zu genügen: mittlere, derbe Statur, brünett, breitstirnig, ernst, aber mit einem sarkastischen Zug um den etwas großen Mund und mit scharfem, durchdringendem Blick.

Der Polytechniker Kräutner hatte sich vor zwei Jahren in Folge einer vom Senator Humpert erlassenen Zeitungsannonce, durch die für einen Quintaner des Realgymnasiums ein Hilfslehrer gesucht wurde, gemeldet, unter einer großen Anzahl Mitbewerber den Beifall des Herrn Humpert erlangt und sich denselben, wie wir hörten, bis zu dieser Stunde zu erhalten gewußt. Knabe Alfons, vor zwei Jahren noch der ärgste Thunichtgut und Schulfinke, wegen viersemesterlichen Sitzens in der Quinta und trotz der senatorischen Stellung seines Vaters nahe daran, ausgeschlossen zu werden, erhielt nach dringenden Bitten drei Nachexamina, bestand dieselben unter Kräutners Leitung, dessen Unterricht auf die Lebhaftigkeit des Knaben berechnet war, glänzend, wurde Quartaner, nach einem Jahre Tertianer und sah nun mit Zuversicht seiner

nabe bevorstehenden Versetzung in die Secunda entgegen. Auf seinen jugendlichen Lehrer hielt er große Stücke.

Klares Verständniß für die Sache auf der Stirn, saß Alfons jetzt da, folgte mit blißenden Augen den Linien und Figuren, die der Vortragende voll Feuereifer bald mit dem Finger, bald mit beiden Händen in der Luft beschrieb, und nickte jeden Augenblick mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er Alles wohl begreife. Die Stunde war längst vergangen, Lehrer und Schüler merkten es nicht.

„Nein, wie Sie sich ereifern!“ rief da lachend eine helle Stimme, und wie Beide sich umsahen, stand ein junges Mädchen in der halbgeöffneten Thür.

Kräutner wurde über und über roth.

„Was suchst Du hier?“ fuhr Alfons sie an. „Mach', daß Du hinauskommst!“

Er sprang auf und wollte die Thür ihr vor der Nase zuschlagen, aber das flinke Mädchen war schon in der Stube.

„Nun erst recht nicht!“ neckte sie und



stemmte beide Hände hoch in die Achselhöhlen.

„Herr Kräutner, schicken Sie sie doch hinaus!“ bat der Knabe, unwillig die klein geschriebene „sie“ mit dem Finger bezeichnend.

Jener stand tiefübergebeugt vor dem Tisch und blätterte in der Algebra. Er schien buchstäblich in die Brüche gerathen zu sein.

Triumphirend betrachtete Mary (wer konnte es anders sein!) den zornigen Bruder.

Die Natur muß ganz besonders gut gelaunt gewesen sein, als sie sein Schwesterlein schuf. In solcher Laune geschieht es wohl, daß sie den Mägdelein neckend und kofend mit dem kleinen Finger um's Gesicht fährt, und daß daraus die aufgestülpten Näschchen und die Grübchen und die Schönheitsfleckchen entstehen.

Mary sah reizend aus: frisch, munter braunlockig, das feine ovale Gesichtchen mit den braunen Augen voll Leben und Bewegung, die Figur wie eine zum Aufspringen volle Knospe.



„Nun? schicken Sie mich doch hinaus, Herr Kräutner!“ jubelte sie, nachdem sie ihre lachenden Blicke einige Zeit an dem Aerger des Bruders geweidet hatte. — „Mein lieber Alfons,“ wandte sie sich dann mit gravitatisch verschlungenen Armen gegen diesen, — „Dein Lehrer hat Dir schon viel beigebracht, und ich hoffe, er bringt es Dir noch bei, wie man sich gegen junge Damen zu betragen hat.“

„Junge Damen! — Du Backfisch!“ höhnte Alfons mit ausgesuchter Verachtung.

„Pfui, pfui, Alfons! Das verbitte ich mir in meiner Gegenwart!“

Damit war Kräutner wieder Herr seiner selbst geworden. Er sah, die Hand zuversichtlich auf seines Schülers Schulter legend, zu Mary hinüber und sagte mit spitzem Lächeln und kurzer Neigung des Kopfes: „Wir werden artig sein, Fräulein Mary.“

„Ich wäre gar nicht hereingekommen,“ entschuldigte sich, lachend, nun ihrerseits Mary; „aber es klang im Corridor so, als ob Sie dem Alfons was anthun wollten. Außerdem gehen wir gleich zu Tisch. Adieu, adieu!“ Sie war schon zur Thür hinaus, öffnete sie aber wieder halb und rief hinein: „Wissen Sie, daß Papa heute in's Ausland reist?“

„Ich höre. Aber,“ fuhr er schnell fort, als er sah, wie sie mit dem Gehen zögerte, — „nehmen Sie doch Ihren Bruder mit. Die Stunde ist beendet.“

„Was soll ich mit der Unart anfangen!“

„Ich brauch' Dich gar nicht!“ brummte Alfons.

„Bleibt mir,“ fing Kräutner wieder an, „ehe Sie sich zu Tisch setzen, noch so viel Zeit, Ihrem Herrn Vater eine glückliche Reise zu wünschen?“

„Gewiß!“

Dann fiel ihm noch etwas ein.

„Haben Sie schon,“ begann er, während der sarkastische Zug um seinen Mund sich auffallend geltend machte, — „haben Sie von dem neuesten Heldenstückchen Ihres Verehrers gehört?“

„Meines Verehrers?!“ — Mary freute sich sichtbar — „wer ist das?“

„Herr von Gernneck.“

Sie lachte hell auf.

„Haben Sie nicht?“

„Nein!“

„Ach, das müssen Sie hören. — Gestern — der Park war ziemlich besetzt, und auch ich saß mit einigen Commilitonen unter der Colonnade — kommt ein feines Herrlein vor-



beigesprungen. Alles lacht laut auf, und wie ich näher hinsehe, sitzt Herr von Gernneck auf einem Steckenpferdchen und lenkt es zur Restauration."

Mary wurde sehr verlegen. Sie wußte nicht gleich, was sie sagen sollte.

„Wie finden Sie das, Fräulein Mary?"

„Das ist nun gewiß eine Erfindung!" rief sie und war im nächsten Augenblick verschwunden.

### 3.

#### Der andere Candidat.

Nach dem letzten unter klassischer Eskorte unternommenen Ausfall der Senatorin gegen den Herrn Gemahl war Waffenstillstand eingetreten. Frau Humpert las nun eifrig. Eine großmüthige Natur, wollte sie den Gatten ihre Ueberlegenheit nicht mehr als erforderlich fühlen lassen, und that so, als ob sie seine Anwesenheit gar nicht merke. Dieser aber, an dergleichen gewöhnt, lag mit weit vorge-

streckten Füßen im Lehnstuhl und rauchte beschaulich weiter.

Da erschien Mary.

„Nein, wenn das wahr sein sollte!“

Vater und Mutter blickten auf.

„Nun?“ fragte diese.

„Was ist los?“ forschte neugierig der Rathsherr.

„Und man hat uns so oft in seiner Gesellschaft gesehen! Was werden die Leute glauben!“

„Sei nicht weitläufig, mein Kind,“ mahnte die Mutter.

„Merk' auf, Auguste: es kommt was von Deinem Candidaten. — Du sprichst doch von Herrn von Gernneck, Mary — nicht?“

„Ja, denkt Euch: er soll gestern auf einem Steckenpferdchen im Park umhergeritten sein!“

„Da haben wir's!“ Herr Humpert stand auf, warf einen schadenfrohen Blick auf seine Gattin und begann auf und nieder zu gehen.

Frau Humpert konnte ein Mißbehagen nicht verbergen, sagte aber ruhig: „Unsinn!“

„Ich trau's ihm zu, ich trau's ihm zu!“  
frohlachte Herr Humpert auf seiner Promenade.

„Wenn Herr von Gernneck Dein Candidat wäre, lieber Humpert, so stimmte ich mit Dir überein. Es ist ein Schülerstückchen.“

„Mein Candidat reitet die hohe Schule, liebe Auguste, — die hohe Schule!“

„O, über den Biß!“

„Mache einen besseren.“

„Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: es wird den Frauen viel leichter, nachzugeben und stillzuschweigen, wenn sie Recht, als wenn sie Unrecht haben.“

Herr Humpert schwieg.

„Was ist das da mit Euren Candidaten, Papa?“ forschte Mary, die des Vaters Platz eingenommen hatte.

„Das wirst Du zeitig genug erfahren, mein Kind,“ war die Antwort.

„Von wem hast Du das alberne Märchen vom Steckenpferd?“ fragte die Mutter.

Mary besann sich. „Von einem Augenzeugen.“

„Sieh', sieh', wie discret! Doch wie dem auch sei — ich glaube es nicht.“

„Das glaube ich!“ ironisirte stillvergnügt Herr Humpert.

„Der Glaube ist eine Sache, über die uns Niemand zur Rede stellen kann!“ erwiderte nun etwas gereizt Frau Humpert.

„Das möchte ich doch bezweifeln,“ meinte der Senator, denn seine Frau hatte im Eifer den gewöhnlichen Zusatz vergessen.

„Der Geist Lessing's wird sich viel darum kümmern, ob der Rathsherr Humpert in R. seinen Ausspruch bezweifelt oder nicht.“

So oft nämlich Frau Humpert in's Gedränge gerieth, nannte sie auf's Gerathewohl irgend eine Autorität.

Jetzt schwieg Herr Humpert.

Die entstandene Pause ward hier durch das Geräusch der Klingel unterbrochen. Mary sah hinüber zum Spiegel, der einen Theil des Entrée reflectirte.

„Herr von Gernneck!“ meldete sie flüsternd. Das Stubenmädchen hatte aufgemacht.



Ein junger Herr: hochaufgeschossen, blond, mit einem zarten, spitz aufgedrehten Schnurrbärtchen trat schleifend in den Salon.

Es war Herr Guido von Gerneck, dem man den Springinsfeld schon von Weitem ansah, so munter waren seine Bewegungen, so unbezwinglich blickte der Uebermuth aus den blauen, schelmischen Augen. Die Springinsfeld-Natur contrastirte allerdings mit dem frisirten Blondkopf, der steifen glänzenden Wäsche und den aristokratischen Manieren, ohne jedoch der ganzen Erscheinung, die einen durchaus gefälligen Eindruck machte, zum Nachtheil zu gereichen. Guido von Gerneck bildete sich auf dem Gute seines Schwagers zum Landwirth heran. Er hatte Aussicht, dereinst das Gut einer Tante zu erben, von der er gegenwärtig ein Taschengeld von 100 Rubeln monatlich bezog. Die eigene kleine Rente brachte der abgestandene sechste oder siebente Sohn früh verstorbenen Eltern zusammen mit dem Taschengeld regelmäßig durch, so oft er zur Stadt kam, und er machte sich in der Stadt

jetzt sehr oft zu thun — wegen der „allerliebsten kleinen Krabbe, der Mary Humpert“. Sein Schwager stand nämlich in landwirthschaftlicher Geschäftsverbindung mit dem Handels- und Fabrikhause Humpert, und da der junge Cleve sich bald als durchaus gewandten Geschäftsträger erwies, so glaubten beide Theile, der Gutsbesitzer wie der Kaufherr, sich im Vortheil, wenn sie statt schriftlicher Anfragen und Abmachungen die Vermittelung des jungen Mannes in Anspruch nahmen, besonders seit dieser, einmal durch Herrn Humpert zu Tisch geladen, von der Frau Senatorin mit Beschlag belegt worden war. So oft also Herr von Gerneck in Geschäften zur Stadt fuhr, war er auch Gast der Frau Senatorin und von der Tochter des Hauses, der „allerliebsten kleinen Krabbe“, unzertrennlich. Er hatte sich zuletzt förmlich in sie verliebt, natürlich nur aus Eitelkeit und ohne irgend einen Hintergrund. Die Sache erhielt für ihn noch dadurch einen aparten Reiz, daß ihm nicht entging, wie ernst Mary den Hauslehrer Kräutner

nahm, den Dickkopf, den er nicht leiden konnte und daher Alles that, um ihn bei ihr auszustechen. Die noch nicht Siebzehnjährige hatte aus der Pension einen regen Sinn für Romantik mitgebracht, und diesen Sinn an der Wirklichkeit zu läutern noch nicht Gelegenheit gehabt. Ihre männlichen Ideale waren jung, stark, kühn, und für ihr Leben gern wollte sie geliebt sein von einem ritterlichen Helden, der ihretwegen Abenteuer und Gefahren bestand. Das hatte der junge Geschäftsträger bald herausgefunden und darnach sein Verhalten eingerichtet. Da aber in einem geordneten modernen Gemeinwesen richtige Abenteuer und Gefahren sich wohl nur selten darbieten, so verfiel Guido von Gernneck auf allerlei kühne Streiche, die, resp. deren Folgen ihn bei der „kleinen Krabbe“ zur Geltung bringen sollten. Sein Haupttummelplatz war der Stadtpark und dessen Restaurant. So war z. B. eine der Gernneck'schen Parkaffären längere Zeit Stadtgespräch. Eines Abends waren die Speisetische unter den Colonnaden



bis auf einen sämmtlich besetzt, und an diesem einen saß seelenvergnügt und ganz allein Guido von Gernneck und soupirte, während vor den sieben übrigen Stühlen des für acht Personen berechneten Tisches Teller mit Zunge und Spargel und rothweingefüllte Gläser standen, Alles zum Gaudium der an den benachbarten Tischen Soupirenden, zum argen Verdruß aber aller Derjenigen, die einen Tisch oder auch nur einen Platz suchten, um ihren Hunger und Durst zu stillen. Endlich hatte ein junger Herr es nicht länger ansehen können und Herrn von Gernneck boshaft gefragt, ob dieser etwa Stühle und Portionen feil biete. Die Antwort fiel so schnöde aus, daß der Frager sich veranlaßt sah, seine Karte gegen die Guido von Gernneck's auszutauschen, um Tags darauf, so hieß es, mit durchschossenem Cylinder nach Hause zu fahren. Guido von Gernneck schoß ausgezeichnet und provocirte beständig Pistolenduelle, war aber so gutmüthig geartet, daß er seinem Gegner immer nur ein höchstens der Garderobe desselben verderbliches Andenken hinterließ.



Auch gestern wieder hatte er auf demselben Actionsplatz Gelegenheit zum Stadtgespräch gegeben und erschien heute eigens bei Humperts, um zu erfahren, welchen Eindruck sein neuester Trick auf die sensationsbedürftige „kleine Krabbe“ gemacht haben könnte.

„Meine Herrschaften — guten Morgen!“ rief er laut und ungezwungen.

„Guten Tag, Herr von Gernneck.“ Frau Humpert reichte ihm die Hand, die er mit einem gewissen Studium an seine Lippen zog. Mary mußte mit einer stummen Verbeugung vorlieb nehmen.

„Herr Rathsherr — wie geht's?“

„Es geht, danke.“

„Reisen hinaus?“

„Ja.“

„Allein?“

Herr Humpert wies auf seinen Handkoffer.

„Bergnügungstour?“

„Kur.“

„Brunnen? Bad?“

„Soden.“

„Ah, Soden. Kenne die Gegend. — Haben Liebhaberei für Soden?“

„Jeder hat sein Steckenspferd.“

„Nehmen Sie Platz, Herr von Gernneck,“ lud Frau Humpert ein.

„Pyramidale Wette gestern entriert,“ nahm dieser wieder das Wort, indem er einen Stuhl in Mary's Nähe rollte und sich bequem nieder setzte, — „pyramidale Wette!“

Alles hörchte auf.

„Baron Zwickwitz (es war die Rede von Courage) hielt 500 Rubel, daß ich nicht Courage hätte, am hellen Tag in den Park zu reiten und vor der Lette der Restauration, vom Pferde herab, ein Frühstück zu bestellen. Hat natürlich verloren. Will gern zugeben, wie auch heute beim Frühstück im Park geschah (wo ich zur Sühne zum Besten der Armen 100 Rubel spendete), daß es ein gewagtes Stück war (umsonst verwettet Zwickwitz 500 Rubel nicht) — aber weder hatte ich die Absicht, das Publikum zu beleidigen, noch faßte letzteres die Sache so auf, vielmehr war es offenbar

so entzückt von meiner pyramidalen Clara\* und deren graziösem Gang, daß es nur Acht gab auf den reizenden Walzerschritt, mit dem ich einritt, und denjenigen glücklich zu preisen schien, der ein solches Prachtgeschöpf besaß."

Frau Humpert's und Mary's anfangs verlegene Mienen hatten sich während dieser Schilderung aufgeheitert.

"Das klingt denn doch ein wenig anders," wandte die Erstere sich gegen ihren Mann.

"Anders, gnädige Frau? anders als was?" fragte Herr von Gernneck.

Sie konnte nicht gleich antworten, denn Herr Kräutner trat ein. Bei seinem Anblick verfiel sie sogleich auf den „Augenzeugen“; sie hatte Kräutner immer für einen malitiösen Menschen gehalten und sagte daher, seinen stummen Gruß kurz erwidern, zu Herrn von Gernneck:

"Bösheit hat die Wette in's Lächerliche zu ziehen gesucht."

---

\* von Gernneck hielt ein eigenes Reitpferd in der L.'schen Manege.

„Ich sagte gleich,“ eiferte Mary, „daß es gewiß eine Erfindung sei.“

„Deß bin ich Zeuge,“ bestätigte Kräutner, dem der Rathsherr soeben die Hand geschüttelt hatte und der sofort errieth, um was es sich handelte.

„Gnädige Frau, in's Lächerliche gezogen?“ fragte von Gernneck. „Wie das?“

Mary lachte. „Ja, denken Sie sich,“ rief sie mit weinerlicher Stimme, — „man sagte mir heute, Sie hätten den Ritt auf einem Steckenpferdchen gemacht!“

„Pyramidal dumme Erfindung! Können Sie mir sagen, wer der Erfinder ist?“

„Nein!“

„Wenn ich Sie drum bitte . . . Sagen Sie mir nur: ein Herr oder eine Dame?“

„Ein Herr.“

„Wer ist es? Fürchten Sie nichts, Fräulein Mary, — es soll ihm nichts geschehen. Ich schieß ihm nur ein Loch durch die Frackschöße.“

„Es gilt!“ rief Kräutner, mit verbindlichem Lächeln sich kurz gegen von Gernneck ver-



neigend. „Der Erfinder bin ich. Ich wollte eine unverzeihliche Beleidigung gegen das Publicum in den Augen des Fräuleins verkleinern, und so entstand aus dem Gaul ein Steckenpferd.“

„Die Herrschaften haben meine Erklärung in dieser Sache bereits vernommen. Für Herrn Kräutner habe ich eine andere,“ fügte Herr von Gerneck, mit einer Verneigung gegen Kräutner sich halb aus dem Lehnstuhl erhebend, trocken hinzu.

Mary zeigte sich sehr aufgeregt. Ein Duell zwischen ihren Verehrern stand bevor. Ihre Blicke wanderten von dem Einen zum Andern, unentschlossen, bei wem sie mit größerem Interesse haften bleiben sollten. Zuletzt schien sie den Worten Kräutners zu lauschen, der mit dem Senator sprach, während Frau Humpert mit ihrem Candidaten ein Gespräch auf Französisch begann.

„Sie fängt an,“ dachte Herr Humpert, — „meinetwegen — es kann losgehen!“

Der erste Trumpf, den er ausspielte, war,

daß er Kräutner unter den Arm nahm und mit ihm auf und nieder zu gehen begann.

Frau Humpert sah es, lächelte und zog Mary in die Unterhaltung.

Herr Humpert spielte den zweiten Trumpf aus.

„Ich weiß nicht,“ begann er, so gut es gehen wollte, englisch, — „ich weiß nicht, lieber Herr Kräutner, wie ich Ihnen danken soll, daß Sie meinen Alfons so über alle Erwartung tüchtig gemacht haben. Sie haben an ihm wie ein Bruder gehandelt.“

Frau Humpert hörte es, lächelte und sagte: „Ich gedenke nächster Tage in kleiner Gesellschaft in die livländische Schweiz zu fahren und lade Sie, Herr von Gernneck, ein, uns zu begleiten.“

„Was meinen Sie, lieber Kräutner, wollen Sie mich nicht nach Deutschland begleiten? Ich packe sofort aus, warte Mary's Confirmation und die Ferien ab, und wir bringen die Kinder hinaus.“

Frau Humpert wurde unruhig. „Darf

ich Sie, Herr von Gernneck, bitten, mit uns zu Mittag zu speisen?" fragte sie, und jetzt deutsch, und ohne Lächeln.

„Leider bereits engagirt!“

„Sie müssen heute mit uns essen, lieber Kräutner,“ drang Herr Humpert in diesen, und nun auch wieder deutsch.

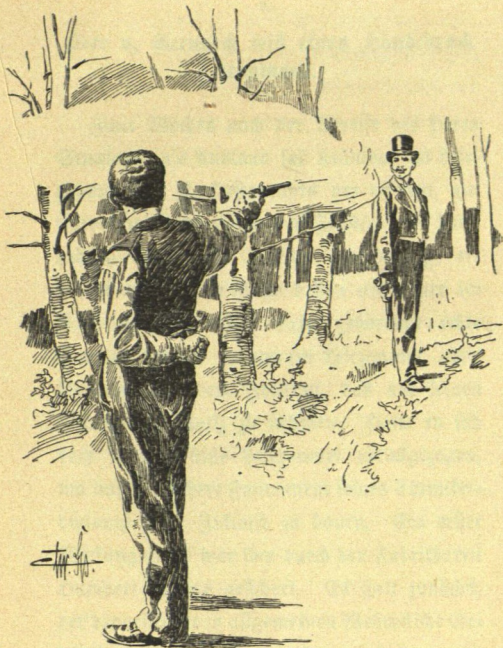
„Ich danke, Herr Rathsherr; ich habe gleich eine Stunde zu geben.“ Leise fügte er hinzu: „Herr von Gernneck hat mir etwas zu sagen.“

Herr von Gernneck empfahl sich zuerst, darauf ging Kräutner.

„Warten Sie, Aufschneider!“ hatte ihm Mary mit aufgehobenem Finger zum Abschied gedroht.

---









## 4.

**Herr v. Gernneck will einen Händedruck erzwingen.**

Zwei Wochen nach der Abreise des Herrn Senators in's Ausland saß Krätner im Lesezimmer des Parkrestaurants am offenen, zur Colonnade hinausgehenden Fenster. Er hatte endlich heute sein Diplom eingehändig erhalten und sich in Folge dessen ein Diner im Park gestattet. Die dazu gehörende echte Havana rauchte er nun im Lesezimmer, ohne übrigens von dem Journal, das auf seinen Knien lag, Notiz zu nehmen. Hatte er sich doch in das stille Lesezimmer zurückgezogen, um auf das sichere Fundament seines Chemikerdiploms seine Zukunft zu bauen. Ein erster Wirkungskreis war ihm durch den Fabrikherrn Humpert bereits gesichert. Es galt zunächst, der bevorstehenden allgemeinen Behauptung Genüge zu leisten. Zog er bei der Losung eine unglückliche Nummer, so wollte er nach Ablauf der activen Dienstzeit, behufs Vervollständi-

gung seiner praktischen Kenntnisse, in's Ausland, fiel aber sein Loos glücklich — sofort hinaus. Zurückgekehrt, übernahm er sodann die Leitung der Fabrik, richtete sich in der dem Director zugewiesenen stattlichen Wohnung bequem ein — und — und gelangte so allgemach in das Reich der Träume und in das erwähnte süße Hoffen.

Dem Leser muß jedoch die Bemerkung Humperts, daß Kräutner still und bescheiden um Mary werbe, nicht irre führen. Das war mehr auf gut Glück gesagt.

Kräutner, der aus eigener Kraft, mit fast durchweg selbsterworbenen Mitteln sich mühselig den weiten Weg durch die Schuljahre gebahnt, wo fand er bisher Zeit und Sinn zu müßigen, unreifen Liebeleien von der Art, wie sie, durch gedruckte Romanhelden gewissermaßen functionirt, bei Gymnasiasten heutzutage guter Ton geworden ist! Erst nach dem Rigorosum begann der einundzwanzigjährige Jüngling den Blick zum „ewig Weiblichen“ zu erheben, und da fand er, daß Mary Hum-

pert ein gar allerliebstes Kind sei, und der Mann über Alles glücklich zu preisen wäre, dem sie einmal zu Theil fielen. Es half ihm nichts, daß er diese Ferienempfindungen mit der Selbstverfälschung züchtigte: die Zeit der Liebe sei die Hundstagezeit des Verstandes, oder daß er den Satz ein andermal umkehrte und in sich hineinböhnte: die Hundstagezeit des Verstandes sei die Erntezeit des Herzens — so oder umgekehrt — auch er mußte es erfahren, daß, wenn der arme Wurm, unser Herz, sich einmal zu krümmen und auf sein Recht zu pochen anfängt, wir in jenen närrischen Zustand versetzt werden, den man allzu gütig mit „verliebt“ zu bezeichnen pflegt.

Ja, Kräutner war verliebt, und mit der scharfblickenden Kurzsichtigkeit oder dem kurzsichtigen Scharfblick des Verliebten sah er in Mary ein willenloses Kind der adelstolzen Mutter und fürchtete Herrn von Gernneck, wie oberflächlich dieser ihm sonst auch erschien.

Der Gedanke an ihn erinnerte ihn zugleich an den übermüthigen Gegner im neulichen



Zweikampf und färbte seine Wangen mit der Röthe der Verlegenheit. Ihm waren thatsächlich die Schöße des noch dazu geliebten Fracks lädirt worden, während seine Kugel den Gegner gefehlt hatte. Ob das Herrenföhnchen Mary gegenüber damit renommirt hat? Kräutner war der von der Mutter Ueberwachten seit jener Visite vor zwei Wochen nicht wieder begegnet, wohl aber durch Alfons über den in Gesellschaft von Gernneck's unternommenen Ausflug in die livländische Schweiz unterrichtet . . .

Wie doch manchmal derselbe Gedanke gleichzeitig in zwei ganz verschiedenen Köpfen entstehen kann! Gerade an diesen Ausflug in die livländische Schweiz dachte in diesem Augenblick auch Guido von Gernneck, der dicht unter dem offenen Fenster des Lesezimmers an einem Speisetische der Colonnade saß und sein Diner einnahm. Soeben stürzte er auf den Kerger, den ihm die Erinnerung an den Tag des Ausfluges veranlaßte, ein volles Glas Sekt hinunter. Es war ja Alles ganz nett gewesen,

Mary selbst reizender als je, aber einen Händedruck von ihr hatte er auf keine Weise zu erlangen vermocht. Und doch kam ihm Alles auf einen Händedruck an. In einschlägigen vertraulichen Gesprächen pflegte er zu behaupten: erwidere erst Eine seinen von einem gewissen elektrischen Strom begleiteten Händedruck, so sei sie ihm auch unrettbar verfallen. Durch einen Händedruck habe er selbst die spröde Popenthalsche Irma kirre gekriegt, so daß sie jetzt in ihn bis über beide Ohren verliebt sei, er sie aber links liegen und zappeln lasse. So wollte er nun auch diese „kleine Krabbe“, die Mary Humpert, zappeln lassen, wenn sie nur erst seine Hand gedrückt hätte. Dazu aber war sie bis jetzt nicht zu bekommen gewesen. Als er ihr neulich bei seiner Abfahrt auf's Land berichtete, wie er das Leben des „polytechnischen Herrn“ geschont und ihr die mit „elektrischem Strome geladene“ Hand zum Abschied hinhielt, da nahm sie die seinige etwa wie man Kesseln anfacht, und als er ihr in Cremon über manche beschwerliche und ab-

sichtlich gefährlich gewählte Stelle hinweghals, reagierte sie etwa auf seine geladenen Händedrücke? — Nicht im Geringsten! Noch gestern, als er den Thee bei Humperts einnahm und die Kleine sich bedankte für die Jardiniere, lag etwa Gefühl in der Art, wie sie die Hand reichte? — Nicht die Spur! Guido von Gernneck stürzte wieder ein volles Glas hinunter und zerbrach sich den Kopf, auf welche Weise er den Gegenhändedruck der kleinen Mary hervorrufen könnte. Wenn sie doch ins Wasser, Feuer oder unter Räuber geriethe und er sie rettete, dachte er, dann dürfte der erwartete Händedruck gewiß nicht ausbleiben.

In diesem Moment wurde es in seiner Nähe so laut, daß er unwillkürlich seinen Gedankengang unterbrechen mußte. An der Balustrade, welche den Säulengang vom Garten trennte, saßen zwei Herren an einem runden Marmortisch, von denen der eine dem vor ihnen stehenden Kellner in harmloser Ruhe den Rath gab, nicht so zu schreien, während der Kellner fortfuhr, den Rath unbeachtet zu lassen und



laut zu erklären, daß er auf Pfänder nichts leihe. Guido von Gernneck rief den Kellner streng herbei, und indem er ihm bedeutete, daß es von einer Bedienung unverschämt sei, so zu lamentiren, erkundigte er sich nach der Ursache des störenden Auftritts.

Der fast dicht am Ohr Kräutners dem Kellner ertheilte schneidige Auspußer von Gernnecks hatte den einsamen Plänenmacher im Lesezimmer aus seinen Zukunfts träumen erweckt, so daß ihm von da ab kein Wort entging, das draußen gewechselt wurde.

Die beiden Herren hätten, so berichtete der Kellner, sechs Flaschen Bier und vier Cognacs gehabt, könnten aber nicht Alles bezahlen, sondern wollten die letzten zwei Cognacs schuldig bleiben und dafür einen Spazierstock als Pfand zurücklassen.

Guido von Gernneck sah sich die Herren an. Der ostpreussische Dialect, in welchem der eine den Kellner nicht zu schreien ersucht hatte, gefiel ihm, so daß ihm der Entschluß, die Beiden anzusprechen, keine weitere Ueberlegung kostete.



„Meine Herren!“ rief er ungenirt hinüber, „bin gern bereit, mit einigem Kleingeld zu dienen.“

„Sehr obligirt,“ entgegnete lächelnd und den Hut ziehend der eine der beiden Herren, der eine Brille trug und gelehrt aussah.

„Richtig taxirt,“ dachte von Gernneck: „Leute von Bildung.“ Er lud sie an seinen Tisch. Ein Glas Sekt werde sich mit den Cognacs ausgezeichnet vertragen.

Die Herren ließen sich, wie gebildete Menschen, denn auch nicht lange nöthigen. Ihnen gefiel offenbar der flotte Ton des jungen Herrn, in welchem sie ganz richtig einen Junker vom Lande vermutheten. Und auffallend: beide Parteien gedachten, miteinander auf angenehme Weise sich die Zeit zu vertreiben. Guido von Gernneck, dem aus dergleichen Improvisationen schon oft viel Kurzweil erwachsen war, hatte für heute Abend Madame und Mademoiselle Humpert hier im Park zum Souper geladen, was der Senatorin um so gelegener gekommen war,

als sie heute gleich nach dem Mittagessen alle ihre Leute und auch Alfons hinausgeschickt hatte, um an die Säuberung und Ordnung des Humpertschen Landhauses die letzte Hand anzulegen; Guido von Gernneck hatte also bis zur Stunde, wo er die Damen zum Souper abzuholen gedachte, noch viel Zeit zu verlieren, die beiden Herren aber hatten, wie wir gleich hören werden, überhaupt nichts zu thun. Bevor sie sich setzten, hub nämlich der Herr mit der Brille an:

„Gestatten Sie, daß wir uns vorstellen: mein Name ist Spiel, Schriftsteller, und hier — Colleague Dose . . .“

„Also gewissermaßen Spieldose,“ unterbrach von Gernneck den Sprecher. „Mein Name ist von Gernneck.“

„Auf die Verbindung „Spiel=Dose“ sind allerdings andere Leute von Wiß auch schon verfallen,“ meinte Spiel, immerhin freut es uns, in Ihnen einen Herrn hochschätzen zu können, der, wie Rym, den Humor von der Sache sofort herausgefunden hat.“

Da von Gernneck den „Nym“ nicht gleich unterzubringen wußte, so stieß er mit seinem Kelchglas an die auf einen Wink von ihm durch den Kellner gefüllten Gläser seiner Gäste an und trank aus, welchem Beispiel Spiel und Dose prompt folgten. Darauf nahm wieder Spiel, der Mann mit der Brille, das Wort.

„Wir sind Ihnen, geehrter Herr, der zwei Unbekannten aus einer Verlegenheit zu helfen bereit ist, eine Erklärung über den Auftritt mit dem Kellner schuldig. Vor etwa zwei Stunden hatte ich dort an jenem Tisch Platz genommen, um ein Glas Bier zu trinken. Aus einer Flasche wurden wie gewöhnlich zwei. Da sehe ich plötzlich zu meiner ungeheuren Ueberraschung — hier, Colleague Dose vor mir stehen. Sie müssen wissen, daß wir seit unserer Berufung aus Deutschland immer zusammengehalten haben, bis vor einem Jahr Dose's Abgang nach Petersburg erfolgte. Die Trennung ging mir näher, als ich mir gestehen mochte, und da können Sie sich denken, in welcher Stimmung uns das Wiedersehen ver-



setzte. Eine Flasche gab die andere, ein Cognac den anderen, und als es kam zum Sterben, zum Bezahlen, wollte ich sagen, da erwies es sich, daß wir uns gegenseitig in unseren Vermögensverhältnissen geirrt hatten. Wir sind nämlich Beide augenblicklich ohne Condition. Als Jünger Gutenbergs . . .“

„Sie verbruddeln sich da ein Bißchen, meine Herren,“ rief von Gernneck grinsend; „inwiefern sind Schriftsteller Jünger Gutenbergs und von Condition abhängig? Gutenberg war doch wohl der erste Buchdrucker?“

„Nun, geehrter Herr, der Unterschied ist nicht so groß, als Sprachunkundige annehmen. Wir sind unserem Brodstudium nach allerdings Buchdrucker, genauer Schriftsetzer; aber erstens werden Sie zuzugeben geneigt sein, daß setzen und stellen, also Schriftsetzer und Schriftsteller fast Synonyme sind, und zweitens haben wir draußen eine Bildung genossen, die uns, wenn wir sonst eine dichterische Ader besitzen (was bei uns Ostpreußen meist der Fall ist) in den Stand setzt, nicht nur Schriftsetzer, sondern



gleichzeitig auch Schriftsteller zu sein. Dixi et animam meam salvavi!"

Guido von Gernneck stieß wieder mit seinen Gästen an, rief lachend „prosit!“ und ließ den Inhalt seines Glases langsam die Kehle hinuntergleiten. Sie thaten desgleichen.

„Also als Jünger Gutenbergs,“ fuhr Spiel fort, „fühlen wir uns, wie alle Künstler, frei und zwangesledig, besonders wenn der sogenannte Brodherr es an der Künstlern zukommenden Behandlung fehlen läßt. Echte Jünger Gutenbergs, wie wir ostpreussische, können mit Fug und Recht sagen: wir marschiren an der Spitze der Civilisation und singen (er sang mit halber Stimme): „Überall sind wir zu Hause, überall sind wir bekannt.“ „Nicht so, Dose? Es lebe die Kunst! Prosit! Herr Baron.“

„Die Kerls sind gut,“ dachte der junge Gernneck und plötzlich schoß ihm ein genialer Gedanke wegen des Händedruckes durch den Kopf.

Nachdem er eifrig mit Spiel und Dose angestoßen und eine zweite Flasche Sect be-

stellt hatte, zog er sein Portefeuille hervor, blätterte aus einer Lage Banknoten einen Zehnrubelschein heraus und überreichte ihn Spiel mit der nobel hingeworfenen Frage: „Genügt das?“

„Vollkommen. Verbindlichsten Dank. Und wo und wann kann ich mir die Rückzahlung erlauben?“

„Heute um zwei Wochen treffen Sie mich im Hotel Frankfurt am Main, meinem beständigen Absteigequartier. Aber 's hat keine Eile. — Prost, meine Herren! . . . Bin gern mit Künstlern zusammen. In Düsseldorf mit baltischen Malern manche Nacht durchgegangen und manchen pyramidalen Streich zusammen erfunden und durchgeführt. Hier hat man an den besseren Schauspielern exquisite Kneipcumpane. Leider sind sie jetzt schon auseinandergeflogen. Man weiß nicht, wenn man zur Stadt kommt, was man anfangen soll. Doch auch die Jünger Gutenbergs scheinen pyramidal brauchbare Gesellen und keine Spaßverderber.“

„Na, ob! Was meinst Du, Dose? Was wir miteinander in Gesellschaft fideleer Burschen schon losgelassen haben — darüber, Herr Baron, schweigt des Sängers Höflichkeit . . . Setz' Dich, liebe Emeline, nah, recht nah zu mir — noch neulich hier, im Park . . . Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Nächte . . .“

„Hören Sie mal, da können Sie mir helfen, eine Neckerei, die ich vorhabe, auszuführen.“

„Mit dem größten Verständniß.“

„Es handelt sich um eine junge Dame, die par tout etwas Romantisches erleben möchte. Natürlich eben aus der Pension gekommen, wo ja die Sehnsucht nach dergleichen cultivirt wird. Wie ihr nun Romantik schaffen? Ich denke an eine Scheinentführung oder so dergleichen. Was meinen die Herren? Heute soupire ich hier mit der Familie. Wenn wir da so gegen zwölf, wo der Park schon menschenleer ist, auf dem Gang nach Hause sind und ich aus irgend einem Grunde, der sich finden wird, die Damen, Mutter und Tochter, auf einen Augenblick allein lasse, Sie, meine



Herren, aber dann plötzlich hervortraten etwa wie Faust: „Mein schönes Fräulein etc.“

„Quod non, Herr Baron, das zieht nicht mehr; aber etwa so (Spiel declamirte mit dumpfer Stimme): „Ja, ich bin's Du Unglücksel'ge, bin der Räuber Jaromir.“

„Pyramidal! bravissimo!“ rief Gernneck. „Das sei das Stichwort. Im selben Augenblick erscheine ich, stelle Sie Beide scharf zur Rede, fordere ihre Namen, Ihre Karten — und der Scherz ist gelungen, die Pyramide der Romantik erreicht.“ Und der warme Händedruck dürfte diesmal nicht ausbleiben, dachte er und fragte laut: „Es bleibt also dabei?“

„Warum denn dieses nicht!“ meinte Spiel, der gleich Dose bereits einen rothen Kopf hatte und sich auf seinem Stuhl zu reckeln begann, dabei von Zeit zu Zeit die ersten Worte des Liedes: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ anstimmend. Weiter kam er nicht, denn erstens mußte er immer wieder schnucken und zweitens legte ihm der mäßigere Dose als-





bald die Hand auf den Mund, so daß bei späteren Gelegenheiten nichts mehr als „Ich bin ein Pr . . .“ laut wurde.

Diese bedenklichen Zeichen bewogen endlich Gernneck, es genug sein zu lassen. Er verständigte sich nur noch mit den Beiden über Zeit und Ort des Soupers, sowie des Ueberfalls durch den Räuber Jaromir am Südausgang des Parkes (unter der einzelnen großen

Linde, um die eine Bank läuft) und hob die Tafel auf: die Herren würden wohl gleich ihm ein Stündchen des Nachdenkens bedürfen.

Das schien nun bei Spiel keineswegs der Fall zu sein. In einem schnuckfreien und durch Dose unbewachten Augenblick schmetterte er den ersten Vers: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ laut und mit so wohlklingender Tenorstimme heraus, daß alle Anwesenden (die Colonnade füllte sich nach und nach) die Köpfe dem Tisch zuwandten, den der gut abgelohnte Kellner in Ordnung zu bringen begann. Gernneck grüßte seine beiden Mitverschworenen mit kurzer Handbewegung und entfernte sich, während Spiel ihm mit den Worten: „Adieu, Herr Baron; bei Philippi sehen wir uns wieder“ einen Handkuß nachwarf. Darauf verließen beide Ostpreußen Arm in Arm und möglichst strammen Schrittes, aber ohne Eile die Colonnade.

Auch aus dem Lesezimmer war der einzige Gast verschwunden.

## 5.

**Kräutner wird für verrückt erklärt.**

Es war ein herrlicher warmer Maiabend. Die offene, glänzend erleuchtete Speisehalle des Parks gewährte mit ihrem bunten Durcheinander von essenden, trinkenden, lachenden Gästen, durch deren Stimmengewirr hier und da ein Kraftausdruck und Gläsergeklänge drangen, einen einladenden lebensfrohen Anblick. Spiel und Dose genossen denselben aus einiger Entfernung bei einem Glase Bier, den kleinen Tisch im Auge, an dessen Tête Frau Rathsherr Humpert saß, rechts von ihr Guido von Gernneck, links Mary. Man hatte hier bereits abgesspeist und war, bei Südfrüchten und Champagner, in lebhafter Unterhaltung begriffen, für deren Munterkeit der Cavalier, aber auch Mary sorgten, während die Senatorin von Zeit zu Zeit die Reden der Jugend durch eine gereifte Sentenz würzte.

„Dürfte es nun nicht genug sein mit Ihren Cirkusgeschichten, Herr von Gernneck?“



unterbrach Mary neckisch den Schilderer verschiedener Bravourleistungen der hohen Schule; „die Leute werden am Ende glauben, wir seien Kunststreiter.“

Ehe der Angegriffene selbst diesen Ausfall pariren konnte, übernahm es Frau Humpert:

„Mich wundert es, liebe Mary, daß Du diese Manier, Dich darauf zu berufen, was die Leute glauben, nicht ablegen kannst. Was glauben diese Leute nicht Alles! Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: im zwölften Jahrhundert zeigte man noch den Düngerhaufen, auf welchem Hiob gelegen!“

„Pyramidal!“ rief Herr von Gernneck. Mary protestirte pantomimisch mit dem Taschentuch vor dem Näschen.

Die Senatorin, die letztere Bewegung nicht mit Unrecht als eine Demonstration gegen sich auffaßte, meinte, man müsse die Dinge immer bei ihrem richtigen Namen nennen, war aber doch offenbar nicht unzufrieden, die Mutter einer so schneidigen Tochter zu sein. Wiederholt während des Abends hatte sich



Mary Herrn von Gernneck gegenüber in Rede und Antwort als überlegen erwiesen und ihre neckischen Einwendungen hatten so sehr den Beifall der Frau Mama gefunden, daß diese bei passender Gelegenheit wohlwollend gegen ihren Candidaten äußerte: „Ja, ja, Herr von Gernneck, es ist schon wahr, was ich gelesen habe: wir glauben mit dem Käzchen zu spielen, aber das Käzchen spielt mit uns.“

Endlich erhob sich die Frau Senatorin. Es sei Zeit, nach Hause zu fahren.

\* \* \*

„Sie kommen!“ hörte man Spiel's Stimme und sah, wie er selbst gleich darauf auf Dose zueilte, der auf der Rundbank unter dem vereinbarten Lindenbaum gesessen hatte und nun aufstand.

Die Meldung war kaum geschehen, als zu den Beiden noch ein Dritter sich gesellte.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ sagte Kräutner, der es war, — „hat einer von Ihnen nicht ein Streichhölzchen?“

„Zwei für eins, Herr!“ scherzte jovial Spiel und machte Feuer, an welchem Kräutner sich eine Papyros anzündete.

„Ich danke... Kann ich den Herren nicht mit einer Cigarre dienen?“

„Uns Beiden mit einer?“ scherzte immer noch Spiel.

„Sie haben Recht. Man müßte die Menschen häufiger auf dergleichen Nachlässigkeiten in der Rede aufmerksam machen, denn häufig . . .“

Dose stieß Spiel an.

„Sie holen weit aus, geehrter Herr,“ unterbrach ihn dieser.

„Sie haben wieder Recht. Nichts ist in einer Unterhaltung unerquicklicher, und ist auch von allen Satirikern und Humoristen empfindlich gerügt worden, zum Beispiel von Fritz Reuter in seiner köstlichen Schöpfung: „Rector Balbrian“, der die üble Angewohnheit hatte, Alles vom Anfang zu beginnen, — ich sage . . .“

„Es thut uns leid, Geehrtester,“ unterbrach

ihn, nun schon ungeduldig, wiederum Spiel, — „es thut uns leid, Ihren interessanten Ausführungen nicht zuhören zu können.“

„Wir haben Eile,“ fügte Dose hinzu.

Sie grüßten und gingen schnell davon.

Aber Kräutner, noch schneller ausschreitend, holte sie ein.

„Meine Herren, ich sehe, daß ich, Fehler rügend, selbst in dieselben verfallen bin. Es muß aber einem Menschen an der guten Meinung seiner Nebenmenschen gelegen sein, denn . . .“

„Du, Spiel,“ rief nun Dose ganz laut und mit scheuem Blick auf Kräutner, — „ich glaube, er ist verrückt!“

„Sehen Sie wohl, meine Herren, wie richtig ich gehandelt zu haben glaube, indem ich, auf die Gefahr, zudringlich zu erscheinen, Ihnen nacheilte. Ein feines Verstandes verlustig erklärter Mensch . . .“

„Aber zum Kimmel noch eins, mein Herr! lassen Sie uns in Ruhe und gehen Sie Ihrer Wege! — Komm, Dose!“





Jetzt liefen sie schon mehr als sie gingen — Krätner ihnen nach — Jene immer schneller — Krätner war ein vortrefflicher Läufer — nun rannten die Beiden, ihren Verfolger für einen aus dem Tollhause Entsprungenen haltend, in stürmischer Hast dahin



durch die dunklen, menschenleeren Gänge des Parks. An ein Worthalten Herrn von Gernneck gegenüber war nicht zu denken.

Dieser aber, Frau Humpert am Arm, Mary sich zur Seite, war während dessen am Lindenbaum angelangt. Er suchte nach einem Vorwand. Da sagte Frau Humpert:

„Unsere herrlichen nordischen Nächte! man könnte fast lesen.“

„Ach, mein Taschenbuch!“

„Nun?“ fragte die Senatorin.

„Ich habe mein Taschenbuch auf dem Tisch liegen lassen!“

„Gehen Sie nur, schnell! Wir erwarten Sie hier!“ rief Frau Humpert dem Davoneilenden nach.

Herr von Gernneck eilte wirklich davon, aber nur bis zur nächsten Wendung des Weges, wo ihn dichtes Unterholz vor den nachschauenden Blicken der Damen barg; hier sprang er behend über die niedrige Umzäunung und schlich auf dem weichen Rasen dem Lindenbaum leise näher. Er wartete, er lauschte. Alles

blieb still. Er machte noch einen Schritt vorwärts und trat auf einen dürren Ast.

„Dort im Gebüsch steckt Jemand,“ flüsterte Mary mit verhaltenem Athem und umklammerte den Arm der Mutter. „Schnell fort, liebe Mama!“

„Ich weiß nicht mehr,“ begann Frau Humpert etwas beklommen und drückte Mary's Arm fest an sich, — „ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: vor einem Hunde fliehen, bevor er uns verfolgt, hieße: den Hund reizen, uns zu verfolgen. Aber gehen wir langsam voraus, meine Tochter.“ Tochter sprach sie für alle Fälle recht vernehmlich aus.

Sie gingen.

„Die Kerls werden mich doch nicht . . .“ Gernneck vollendete den gemurmelten Satz nicht, sah sich noch einmal nach allen Richtungen um, sprang flink und unhörbar über den Rasen wieder zurück und kam nun, hart auftretend, schleunig seinen Damen nach. Sie sahen sich um und blieben stehen.

„Gefunden?!“ rief aufathmend Mary.

„Ja.“

Alle Drei schritten schweigend dem Ausgang des Parks zu und erreichten die Straße. Hier wartete der Humpertsche Landauer. Herr von Bernneck empfahl sich verstimmt.

6.

Wie Mary einen Gratulanten vermißt.

Die Villa Humpert, in einem prachtvollen Park gelegen, zeigte heute ein festliches Aussehen. Von der Stange auf dem Eckthürmchen flatterte die riesige Hausfahne mit dem Stadtwappen im rothen Felde, die Veranda war mit unzähligen Fähnchen, mit Guirlanden und Kränzen geschmückt, der Springbrunnen vor derselben arbeitete mit voller Kraft, an gewöhnlichen Tagen nur mit halber, und ein breiter Dielenläufer bedeckte die Stufen der mit mächtigen Topfgewächsen gezierten Treppe, die von der Veranda in den Blumengarten führte. Es war ein rechter Sonntag, nur etwas warm. Im Garten, auf der Veranda, in



den kühlen Zimmern — überall sah man festlich geschmückten Besuch, der gekommen war, der Tochter des Hauses zu gratuliren. Mary war heute confirmirt worden. Die ernste Handlung schien zwar noch nachzuklingen in dem Gemüth des munteren Mädchens, denn aus den dunklen Augen blickte es tief und sinnig, allein um den Mund spielten Frohsinn und Freude, und in den Grübchen saß der Schalk. Im weißen, die runden Schultern und Arme knapp umschließenden Kleide, die Wangen rosig angehaucht, hold und unbefangen — erschien sie wie eine Festgabe des lieben Gottes, ihr selbst zum Geschenk dargebracht am Tage ihres Eintritts in die Welt. Wohin sie ging und wo sie stand, folgte ihr und umgab sie ein Kreis von jungen Mädchen und Jünglingen.

Herr von Gernneck ließ sie gewähren. Hatte er doch Gelegenheit gehabt, heute bei der Gratulation einen gewünschten Händedruck (mit Gefühl, wie er annahm) zu erhalten. Die Verstimmung wegen der Jaromir-



Affaire war schon am Tage nach dem Mißlingen vergangen und vergessen und hatte nur einem neuen Aerger gegen seinen Widersacher, den „polytechnischen Herrn“ Kräutner, Platz gemacht. Am nächsten Vormittag war nämlich Herr Spiel im Hotel Frankfurt am Main erschienen, hatte dem „Herrn Baron“ die entliehenen 10 Rubel schon gleich jetzt mit Dank zurückerstattet und dabei erzählt, durch welche Veranlassung der geplante Scherz mißlang. Die Beschreibung des Störenfrieds paßte so genau auf Kräutner, daß von Bernneck keinen Augenblick länger zweifelte, wer ihm diesen Streich gespielt, wenn er sich auch auf keine Weise erklären konnte, wie Kräutner hinter die Vereinbarung hatte kommen können. So mußte er es einem zufälligen Zusammentreffen zuschreiben. Um so größere Genugthuung empfand er heute, da er den polytechnischen Herrn unter den Glückwünschenden nicht erblickte. Zudem hatte ihm der erwähnte Händedruck eine ungeheure Sicherheit verliehen. Er gab sich mehr wie ein Angehöriger, als wie ein

Gast des Hauses. Bald war er hier, bald dort, einmal sogar im Boudoir der Senatorin, um auf deren Ersuchen etwas herbeizubringen.

Dem sah nun der Senator Humpert aus seinem wiener Schaukelstuhl mit verständigen Augen lang zu. Ihm war schon gestern bei seiner Ankunft am Bahnhof aufgefallen, wie unter den zu seinem Empfang anwesenden Seinigen auch „ihr Candidat“ als lieber Seiniger sich gerirte, und heute fiel ihm das noch mehr auf. Aber Herr Humpert hatte dergleichen vorausgesehen und auf seiner Rückreise beschloffen, den Vorsprung, um den ihm seine Gemahlin voraus war, durch forcirte Mittel ihr wieder abzugewinnen. Er erwartete mit einiger Ungeduld das Erscheinen Kräutner's.

Die Gäste kamen und gingen. Es war bereits drei Uhr geworden. Mary war noch immer der Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller, und doch schien sie, je später es wurde, mehr zu erwarten. An einen Pfeiler der Veranda gelehnt, so daß sie den Eingang zum Garten im Auge behielt, stand sie, auf die

Fragen und Bemerkungen ihrer Umgebung nur verloren antwortend, seit geraumer Zeit, und Niemand stieg aus einer vorfahrenden Equipage, kein Fußgänger zeigte sich an der Pforte, der nicht zuerst von ihr erblickt wurde. Sie wurde immer schweigsamer und stiller.

Endlich empfahl sich der letzte Gratulant. Außer einigen weiblichen Verwandten war nur noch Herr von Gernneck von der Frau des Hauses zu Mittag zurückgehalten worden, deren vereinte Kräfte denn auch reichlich für die Unterhaltung an der Tafel sorgten. Es fiel natürlich auf, daß die sonst überaus gesprächige, ja vorlaute Mary heute so stumm dasaß und die Speisen kaum berührte, aber während die Senatorin diesen Umstand der Ermüdung und Abspannung zuschrieb, führten ihn die anwesenden Tanten auf den Einfluß des ersten Abendmahls zurück. Es sei vorgekommen, meinte eine, daß eine junge Schauspielerin nach dem Genuß des ersten Abendmahls ihrem lockeren Beruf und allem Irdischen vollständig und für immer entsagt und



eingestanden habe: die Confirmationspredigt sei es gewesen, die in ihr die Sehnsucht nach dem Himmel geweckt, worauf dann die Senatorin spöttisch bemerkte: vom Himmel sei ihr kein Beispiel bekannt, wohl aber eines von der Hölle. „Ich weiß nicht mehr,“ sagte sie, „wo ich es gelesen habe: ein Missionär schilderte den Grönländern die Hitze der Hölle so lebhaft, daß diese sich ordentlich nach der Hölle sehnten.“

Ueber diesen Spott ward nun die Tante, eine ältere fromme Jungfrau und Schwester des Senators, höchst aufgebracht.

„Ich,“ begann sie scharf, „weiß genau, wo es zu lesen steht, wie felig es ist, den Freuden der Welt zu entsagen und eine Braut Christi zu werden: das Buch heißt die Bibel.“

Frau Humpert, nicht gewöhnt, sich maßregeln zu lassen, am allerwenigsten von einer ihrer nüchternen Manneschwestern, legte sich mit verschlungenen Armen in ihren Stuhl zurück.

„Ja, ja,“ sagte sie, „es ist schon wahr, was ich gelesen habe: in jedem weiblichen Herzen



steht hinter dem Gott der Liebe der liebe Gott als Reserveliebhaber."

Die Tante schwieg.

Die Ursache dieses kleinen Bürgerkrieges, Mary, war gewiß unverschuldet zur Ursache erhoben worden. Wer aufmerksam hinsah, mußte wahrnehmen, wie weder Ermüdung und Abspannung, noch der Einfluß des ersten Abendmahls hier eine Rolle spielten, wie vielmehr das junge Mädchen sich quälte, zu schweigen, wie es sich verzehrte in dem Verlangen, dem Herzen Luft zu machen.

Man war bereits beim Dessert angelangt und hatte auf das Wohl der zur Würde einer selbstständigen Christin Promovirten angestoßen, als diese, während einer eingetretenen Pause, plötzlich und unerwartet sagte:

„Kräutner ist nicht gekommen.“

Sie fühlte, wie ihr das Blut in's Gesicht schoß, und neigte sich tief über ihren Champagnerfisch.

„Da, hm!“ räusperte sich Herr Humpert und warf einen verstohlenen Blick auf seine Gattin.

Frau Humpert machte ein bedenkliches Gesicht, und da sie dabei unwillkürlich dem schadenfrohen Blick ihres Herrn Gemahls begegnete (zum Glück bemerkte sie nicht, wie er unter dem Tisch vergnügt die Hände rieb), so schloß sie auf einige Secunden die Augen und sagte: „Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: was für eine Wohlthat wäre es, die Ohren so leicht schließen zu können, wie die Augen!“

Sie hob die Tafel auf.

Die Gluth der Junisonne hatte nun auch die anfangs kühlen Räume der Villa durchwärmt; selbst auf der Schattenseite des Hauses war es unerträglich.

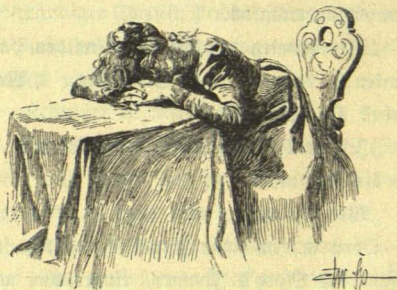
„Wir könnten den Kaffee im wilden Park trinken,“ bemerkte die Senatorin. „Was meinst Du, Mary?“

„Ich will hinaufgehen, liebe Mama — ich bin sehr müde.“

„Wie Du willst, mein Kind . . .“

Oben in dem einen Flügel des Landhauses befand sich Mary's Zimmer, eingerichtet wie

für eines reichen Mannes verwöhntes Kind. Eine Glasthür führte hinaus auf einen kleinen Balkon, wo versteckt hinter blühenden Blumen ein Arbeitstischchen stand. Hier finden wir Mary, den Blick auf die Kirchturmspitze gerichtet, die, die alten Bäume des wilden Parkes überragend, in der Ferne sichtbar erschien. Dort lag die Stadt. Lange saß die Kleine unbeweglich. Es war nicht sowohl ein Leid, was sich in dem erregten Gesichtchen abspiegelte, es war Empfindlichkeit und Groll. Endlich schüttelte Mary heftig die schweren Locken und vergrub das Gesicht in den auf dem Tisch ruhenden Armen.





## 7.

**Herrn Humperts Haupttrumpf.**

Herr Humpert war, wie wir wissen, nicht nur Senator, sondern auch Handelsherr. Er galt für einen höchst genauen und pünktlichen Geschäftsmann. Regelmäßig um acht Uhr Morgens stand er auf, trank, Kursberichte lesend, bis gegen neun Uhr seinen Kaffee und fuhr darauf zur Stadt in sein Comptoir. Jahrelang hatte er es so gehalten. Nur selten traf er am Kaffeetisch seine Gattin oder eins seiner Kinder, denn Frau Humpert schlief gewöhnlich bis zehn Uhr, und Mary war der Mutter in dieser Beziehung noch überlegen. Alfons dagegen, dem Zwange der Verhältnisse gehorchend, mußte schon um acht Uhr in der Klasse sein.

Heute, am Morgen nach Mary's Confirmation, war Herr Humpert um so pünktlicher, als er seit fünf Wochen sein Comptoir nicht betreten hatte, und so sehen wir ihn schon



gleich nach acht Uhr in vollständiger Toilette aus seinem Schlafgemach in das Speisezimmer sich begeben.

Aber wie groß war seine Ueberraschung, am gedeckten Kaffeetisch, im frischgebügelten Kattunkleid und weißer Wirthschaftschürze, Mary vorzufinden!

„Mary!“ rief er erstaunt, — „wie kommt denn das?!“

Sie war ihm schon entgegen gesprungen und begrüßte ihn mit einem Kuß.

„Du hast Recht, lieber Papa, Dich zu wundern, doch es soll nun anders werden. Von heute ab bereitet Deine Tochter Dir den Kaffee und leistet Dir Gesellschaft.“

Das Alles kam dem guten Herrn Humpert so unerwartet, daß er nicht gleich wußte, was er sagen sollte, und als er nun noch neben seiner Tasse, vorsorglich in frisches Wasser gestellt, eine eben aufgegangene prachtvolle Rose erblickte, da platzte er mit einer Mittheilung heraus, die er sich eigentlich für den Nachmittag vorbehalten.

„Ich habe Dir,“ sagte er geheimnißvoll, „noch etwas ganz Apartes mitgebracht.“

„Noch etwas?!“ Du hast mich so reich beschenkt zu meiner Confirmation, daß mir wirklich nichts einfällt, was ich noch gern hätte.“

„Hast Du Dir nicht immer eine passende Figur für Deinen Balkon gewünscht?“

„Du guter, guter Papa!“ Sie küßte ihn wieder und diesmal lang und innig.

Darauf entstand eine größere Pause. Mary wollte etwas wissen, das sah man, aber sie rang mit der Frage. Endlich war der Widerstand überwunden.

„Was hast Du Herrn Kräutner mitgebracht?“ Wieder, wie gestern an der Tafel, rieb Herr Humpert sich vergnügt die Hände. „Eine Kleinigkeit,“ sagte er. „Aber außerdem auch etwas Apartes.“

„Was ist es, Papachen?“

„Es wird für ihn, wie Dein Extrageschenk für Dich, vielleicht gar keinen Werth haben, und doch hat mich beides zusammen ein hübsches Sümmchen gekostet. Eigentlich ist

es auch nur ein Geschenk, das ich aus ökonomischen Rücksichten getheilt habe. Man muß haushalten, liebe Mary; die Zeiten sind danach."

"Nenne mir doch wenigstens Kräutner's Geschenk," bat Mary.

"Später, später! — Sag' 'mal, hat er, seitdem ihr aus der Stadt gezogen seid, den Unterricht regelmäßig fortgesetzt?"

"Keine Stunde hat er versäumt! Ich begreife ihn nicht. Vormittags hat er in der Stadt drei Stunden zu geben, dann hier zwei, Abends wieder zwei in der Stadt. Und so geht es tagaus tagein! Wo nimmt er die Geduld, den Willen, die Kraft dazu her?! Und man sieht es ihm gar nicht an, daß es ihn angreife. Er ist ein Riese an Kraft! Vor einigen Tagen sah ich aus dem Versteck eine haarsträubende Szene zwischen ihm und Alfons an. Es war nach der Stunde, im wilden Park. Sie standen vor dem Graben, der doch reichlich seine zehn Fuß breit ist. — „Hinüber!“ munterte er Alfons auf. Doch



wo sollte Der! Wie ein Huhn stand er vor dem tiefen Wasser und sagte schüchtern: „Machen Sie es vor.“ — kaum hatte er es gesagt, als Kräutner ihn um den Leib faßte, ein paar Schritte zurücksprang und dann — vorwärts — mit einem mächtigen Satz — den schweren Jungen in den Armen — hinüber! — Mir bebt noch jetzt das Herz in der Brust, wenn ich an den fürchterlichen Sprung nur denke. Du hättest es sehen sollen!“

„Was für ein dummer Streich!“ brummte Papa Humpert unwillig.

„Das mußte er wohl auch selbst eingesehen haben,“ begütigte Mary, — „denn als ich vor Schreck aufschrie, sah er schnell hin nach der Richtung, wo ich stand, sprang leicht wieder über den Graben zurück und ging eilig fort. — Er ist ein sonderbarer Mann! Neulich . . .“

„Ja, aber ich muß zur Stadt!“ unterbrach sie der Kaufherr, trank den Rest seines Kaffees aus und steckte sich die Rose in's Knopfloch.



Mary hing sich an seinen Arm. „Ich begleite Dich bis zur Pforte,“ sagte sie.

An der Pforte stand Herrn Humpert's Equipage.

Schon im Wagen sitzend, rief der Eilige ihr noch zu: „Sage doch Herrn Kräutner, daß er mich heute erwarten möchte; oder bestelle es durch Alfons — wie Du willst.“

„Ich werde es selbst bestellen, Papachen.“  
„Adieu, adieu, mein Kind!“

Sie warf ihm einen Handkuß zu, blieb, bis der Wagen nicht mehr zu sehen war, und kehrte dann sinnend in's Haus zurück. Sie machte sich nun Allerlei zu schaffen bald im Hause, bald im Garten, bald in ihrem reizenden Stübchen und bestimmte auf dem kleinen Altan schon den Platz, wo zwischen Blumen und Palmen die Figur stehen müsse. Neugierig war sie, was die Figur vorstelle. In der Kiste, die vorgestern in die Wagenscheune gebracht wurde, müsse sie enthalten sein — fast halbe Lebensgröße! Vielleicht ist es eine Gruppe . . . Wie gehört aber Kräutner's

Ertrageschenk so eng zu ihrer Figur, daß sie eigentlich erst zusammen ein Ganzes bilden? Unterhaltung genug . . . Nach dem Frühstück forderte Frau Humpert die Tochter zu einer Fahrt in die Stadt auf. Es seien einige Visiten zu machen. Mary bat so innig, sie nur heute mit der Visitenfahrt zu verschonen, daß Frau Humpert sich bestimmen ließ, den nächsten Tag für die Pflichterfüllung festzusetzen. So wurde es zwei Uhr. Mary nahm eine Arbeit zur Hand und setzte sich an den Pfeiler der Veranda, an welchem sie gestern so verloren und nachdenklich gestanden und von wo aus man jeden Kommenden erblicken mußte.

Die Uhr schlug Drei.

Unmerklich zusammenfahrend, warf das junge Mädchen die Arbeit beiseite und stieg die breite Treppe hinunter in den Garten. Wie sie eben hinter einem Busch hervortrat, sah sie Kräutner durch die Pforte kommen. Sie vermochte keinen Schritt weiter zu thun. Aber was konnte der unschuldige Ast dafür, den sie heftig abbrach!

„Guten Tag, mein Fräulein!“ Kräutner stand ihr gegenüber.

Sie schwieg.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen zum gestrigen Tage gratulire.“

„So beiläufig!“ rief sie, ohne aufzublicken.

„Inwiefern beiläufig, mein Fräulein?“

„Wo waren Sie denn gestern?“

„Ich hatte keine Courage,“ versetzte er mit Betonung.

„Sie brauchen nicht zu spotten, Herr Kräutner.“ Das sagte sie gekränkt, mit bebender Stimme.

„Nein, nein, Fräulein Mary — bitte — ich hatte . . .“ Er verwirrte sich. — „Es war gewiß nicht Unachtsamkeit, liebes Fräulein. Ich war in der Kirche, habe Sie gesehen und mein Herz hat den lieben Gott gebeten, er möchte Sie Ihr ganzes Leben hindurch erhalten wie Sie dastanden: so schön und gut.“

Er sagte das bewegt, es klang tief und wahr.



Sie mußte entweder schnell davon oder ihm um den Hals fallen. Sie eilte fort.

Auf's Aeußerste verwirrt, mit überwältigender Hoffnung, mit anstürmendem Zweifel in der Brust blieb Krätner zurück. Er wollte umkehren, nach Hause — aber es ging nicht von der Stelle. Nach und nach zog einige Ruhe in sein tobendes Herz. Den Blick zu Boden-gesenkt, schlich er, wie ein Uebelthäter, durch die Hintertür in's Haus.

Alfons war noch nicht in seinem Zimmer. Krätner setzte sich an den Tisch und wühlte in seinem schwarzen lockigen Haar. In dem verstörten Gesicht zeigte sich des Jünglings sturmbewegte Seele. Hoffnung und Zweifel — sie tauchten auf und unter. Da horch! — eine Glocke!

„Papa läßt Sie bitten, ihn heute zu erwarten.“

Krätner sprang auf — Niemand war im Zimmer — nur den Nachhall von einer schnell zugeschlagenen Thür und das Ausklingen der Glocke hörte er.



Alfons kam zur Stunde. Kräutner nahm seine ganze Kraft zusammen, um dem Knaben keinen Anlaß zu weiteren unnützen Fragen zu geben, denn dieser hatte sofort bei seinem Eintritt ausgerufen: „Herr Kräutner — ist Ihnen unwohl?!“

„Es ist erdrückend warm heute!“ hatte der Lehrer geantwortet, und nun warf er sich kopfüber in seine Aufgabe. Wie gut Alfons sich präparirt hatte, heute konnte er nichts davon leuchten lassen, da Kräutner des einmal ergriffenen Wortes sich erst am Schlusse der ersten Stunde entäußerte, um es nach kurzer Erholung wieder aufzunehmen. Das Erscheinen des Stubenmädchens, das gekommen war, um „zu Mittag“ zu bitten, hatte allem dem endlich ein Ziel gesetzt . . . .

Man erhob sich von der Tafel. Hatte Frau Humpert gestern ein bedenkliches Gesicht, so war dasselbe heute sehr bedenklich. Herr Humpert entfernte sich und kehrte gleich drarauf mit einem Stui in der Hand zurück.

„Etwas von der Reise,“ sagte er, Kräutner das Etui überreichend.

Dieser hatte es sich erst in die Hand nöthigen lassen und öffnete es nur zögernd. Eine große goldene Uhr nebst schwerer Kette lag darin.

„Das habe ich nicht verdient,“ sagte er leise.

Alfons war mit einem Sprung an dem Vater hinauf und küßte ihn auf Mund und Wangen.

Herr Humpert wies auf den Knaben. „Da, Herr Kräutner, da ist mein Zeuge,“ sagte er, „ob Sie die kleine Aufmerksamkeit verdienen oder nicht. Wenn das Etui ein Magazin voll davon wäre, was verschlüge es gegen meine Ueberzeugung, daß mein Alfons mehr werth ist und daß erst Sie ihn zu diesem Werth erhoben haben! Nicht die Sache, sondern die Dankbarkeit, die sie Ihnen überreicht, bitte ich anzuerkennen.“

Mary hatte sich abgewandt und sah durch das Fenster in den Garten.

„Aber,“ fuhr der dankbare Vater fort, „ich habe Ihnen noch etwas mitgebracht, das

Sie hoffentlich ohne Murren entgegennehmen werden. — „Tönnis!“ rief er aus dem Fenster seinem estnischen Kutscher zu, — „tõsta nüüd tüdrukud siise, aga tasa! (Herr Humpert stammte aus dem estnischen Livland.) — Zuerst kommst Du, Mary.“

Es traten einige Augenblicke gespannter Erwartung ein, bis der Kutscher erschien und eine etwa drei Fuß hohe Gypsfigur nach Weisung seines Herrn vorsichtig auf die Fensterbrüstung stellte. Ein dort stehender Rosenstock bildete zufällig die Decoration. Die Figur war eine jugendliche Schäferin in romantischer Tracht, den breiten Hut im Nacken, das Haar aufgelöst, die Schäferin selbst wie im Sprung zur Seite begriffen.

„Nun, wie gefällt sie Dir?“ fragte der Ueberraschende.

„Sehr gut, Papa; aber — man weiß nicht recht, was man daraus machen soll,“ antwortete Mary, etwas enttäuscht.

„Da haben wir's!“ rief Herr Humpert mit künstlichem Aerger. „Und ich bildete mir



so viel darauf ein! — Da kommt Ihre Statue, Herr Kräutner; seien Sie weniger streng.“

Eine zweite Figur, einen vordringenden Schäferknaben darstellend, stand jetzt auf der anderen Seite des Rosenstockes der Schäferin gegenüber.

„Aber das gehört ja zusammen!“ rief freudig überrascht Mary. — „Das ist ja — das ist Goethe's Haidenröslein! Das kann man nicht trennen!“

Sie hatte Recht. Auf den ersten Blick sah man, daß Kaulbach's Zeichnung diesen plastischen Ausführungen als Vorbild gedient haben müsse. Nur Herr Humpert schien nichts davon wissen zu wollen.

„Was Du Alles herausfindest!“ rief er. „Und doch verhält sich die Sache so einfach. Ich begab mich in Berlin in ein mir empfohlenes Atelier und bestellte eine Knabenfigur für einen jungen Herrn und eine Mädchenfigur für eine junge Dame, die (ich meine die Figuren) in einem gewissen Zusammenhang zu einander stehen könnten. Nur nichts Antikes.“



Das Erfinden überließ ich dem Meister. So sind die Figuren entstanden."

„Aber, lieber Papa," eiferte Mary, „das kann Alles sich so verhalten, wie Du sagst. Der Bildhauer hat vielleicht gedacht: zwischen dem jungen Herrn und der jungen Dame, d. h. zwischen Herrn Kräutner und mir, herrsche Gütergemeinschaft. Das ist aber nicht der Fall. Während beide Figuren vereint von hinreißend schöner Wirkung sind, hat die einzelne, für sich betrachtet, fast gar keinen Werth. Was soll ich mit dem albernen Ding anfangen?! Dasselbe muß Herr Kräutner von seinem närrischen Burschen sagen. Drehe ihn einmal um," sie that es selbst — „mit dem Rücken zu ihr," sie lachte laut auf, — „da hast Du's: lächerlich, albern!"

„Hm!" Herr Humpert schien es nun auch einzusehen. „Aber was ist jetzt dabei zu machen? Vereintigt Euch: mag Deine Figur den Winter über bei Kräutner, Herrn Kräutner's den Sommer über auf Deinem Balkon stehen. Einen besseren Rath weiß ich nicht."

„Wenn Fräulein Mary,“ begann Kräutner, den alle diese auffallenden Zeichen des Wohlwollens von manchem Zweifel befreien, — „wenn Fräulein Mary meiner Figur auch im Winter ein Plätzchen in ihrem Paradiese gönnen will, so weiß ich nicht, wo sie besser aufgehoben wäre.“

Mary reichte ihm hastig die Hand. „Ich danke vorläufig für den Sommer. — Aber nun möchte ich das reizende Paar auch aufgestellt sehen. — Alfons, hilf mir! — Herr Kräutner — bitte, bitte, helfen Sie auch!“ . . .

Gleich darauf bewegte sich die kleine Procession — voran Alfons mit dem Mägdelein, dann Kräutner mit dem Knaben, Mary war vorausgesprungen — langsam und behutsam durch die Zimmer und die Treppe hinauf.

„Es muß gesagt sein, lieber Humpert!“ rief die Senatorin, die, ein Buch in der Hand, das Alles aus ihrem Lehnstuhl angesehen und angehört hatte. — „Es muß gesagt sein: Du drängst ihn unserer Tochter geradezu auf!“

„Wie so, liebe Auguste?“

„Du wirfst mir,“ sie wies mit dem Buch auf ihre Brust „doch nicht einbilden wollen, daß die Statuengeschichte nicht darauf angelegt sei, dem Herrn Kräutner Muth zu machen und eine Annäherung herbeizuführen?“

„Das kann ich nicht leugnen.“

„Wie?!“

„Ich kann es nicht leugnen, liebe Auguste.“

„Und Du thust das, ohne mich, die Mutter, zu Rathe zu ziehen?“

„Habe ich Dir nicht ehrlich und ohne Rückhalt erklärt, wer mein Candidat ist? Du begünstigt den Deinigen auf Schritt und Tritt — soll ich meinen im Stich lassen? Ist das Gerechtigkeit?“

„Du wirfst schwach, lieber Humpert!“

„Nun, ich habe meinen Verstand noch beisammen.“

„Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: es ist kein Mensch so verständig, den nicht ein anhaltender Wohlstand zum Thoren macht.“

Herr Humpert schwieg.



„Bei dieser Ueberzeugung,“ fuhr die Senatorin, ihre Escorte zurücklassend, fort, „darf ich es Deinem Ermessen allein nicht anheimgeben, das Glück Mary's zu bestimmen. Der Herr Kräutner bietet mir keinerlei Garantie.“

„Wie! hast Du es heute bei Tisch nicht gehört? Kräutner ist Diplom-Chemiker und wird Director meiner Fabrik mit fünftausend Rubeln Gehalt. Ist das keine Garantie?“

„In diesen Stücken muß er sich erst bewähren. Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: bei trockenem Wetter ist es keine Kunst, ein Damm zu sein. Und was verschlagen gegenwärtig fünftausend Rubel, um mit einer Frau von der Erziehung Mary's anständig zu leben?“

„Nun, der Himmel wird weiter helfen.“

„Phrase!“

„Wie so?!“

„Ihr Phrasenmenschen denkt ja über nichts nach. Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: der Himmel will uns Alle ernähren, das ist wahr; aber das verhieß er uns zu einer Zeit, da wir noch nicht so viel brauchten wie jetzt.“



Herr Humpert schwieg.

„Wenn also die Garantie in Bezug auf Kräutner gleich Null ist, so bietet mir schon der Adel der Familie Gernneck hinreichende Sicherheit. Mary ist nicht erzogen worden, die Luft eines chemischen Laboratoriums zu athmen.“

„Von der Luft des Herrn von Gernneck wird sie auch nicht leben können.“

„Wie witzig!“

„Witzig oder nicht — die Hauptsache ist die Gleichgültigkeit Mary's gegen Herrn von Gernneck.“

„O, über den Beobachter!“ Frau Humpert lachte laut auf.

„Du lachst? und doch verhält es sich, wie ich sagte, während mein Candidat Mary's ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Ich erinnere Dich nur an gestern und heute bei Tisch. Lache darüber, wenn Du kannst.“

„Darum muß man dem unerfahrenen Mädchen die Augen öffnen, ihr dieselben nicht verblenden durch unverdiente Bevorzugung des Gegenstandes einer verirrten Neigung. Daß

Herr von Gernneck unserer Mary gleichgültig sei, ist mindestens vorschnell geurtheilt, ist im Grunde auch irrelevant. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: den Mädchen liegt der Beruf ob, in sich verliebt zu machen, und dann entweder wiederzulieben, oder aus der Verliebtheit des Mannes Vorthail zu ziehen."

Herr Humpert schlug die Hände über dem Kopf zusammen, denn das war zu arg, das konnte nicht stillschweigend hingenommen werden.

„Geht Dir das über den Kopf?“ spöttelte die Denkerin gereizt, durch diese neue Art Opposition. — „Lieber Humpert! mit Deinen Gesten wirfst Du mich nicht umstimmen. Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: mit den Händen durch die Luft fuchteln ist noch nicht dirigiren.“

Herr Humpert schwieg.

„Es genügt also, daß Herr von Gernneck Mary liebe, und auf dem Wege der Liebe gelangt man zur Gegenliebe.“

„Und erst nach sechs Jahren an's Endziel,“ meinte Herr Humpert.

„Komm mir doch nicht immer mit dieser Sperlingsfcheuche von allgemeiner Wehrpflicht! Wenn, wie ich mich nunmehr selbst überzeugt habe, allerdings auch die Söhne des Adels der Wehrpflicht unterliegen, so ist es einleuchtend, daß man sie hinsichtlich der Dienstzeit, ihrer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung gemäß, auszeichnen und bevorzugen wird. Jedenfalls wird Herr von Gernneck nicht länger im activen Dienst zu verbleiben haben, als Herr Kräutner.“

„Du täuschest Dich, liebe Auguste: die allernächste Zeit wird es lehren.“

Da Frau Humpert des Redens müde war, schlug sie ihr Buch auf und sagte nur noch: „Ich weiß nicht mehr, wer uns den Rath giebt: Du mußt dem Stein ausweichen, der Stein thut es nicht.“

Herr Humpert schwieg zwar, dachte aber: „Das will ich Dir doch beweisen,“ und ging hinaus, um zu sehen, wie weit die Aufstellung gediehen sei.

## 8.

**Wie Frau Humpert von ihrem Candidaten  
im Stich gelassen wird.**

Es verging eine Woche, es vergingen zwei, drei Wochen, ein Monat war vergangen, aber Herr von Gernneck, den die Senatorin mit jedem Tag ungeduldiger erwartete, erschien nicht.

Frau Humpert hatte nämlich gleich nach der letzten großen Unterredung mit ihrem Gatten den Beschluß gefaßt, mit Mary auf's Land zu ziehen, d. h. tiefer in's Land. Die Villa, wie schön sie gelegen, wie bequem und reich sie eingerichtet war, ließ in diesem ungewöhnlich heißen Sommer, der Alles ringsumher austrocknete und mit unerträglichem Chaufféestaub bedeckte, doch viel zu wünschen übrig. Unwillkürlich mußte man auf einen Wohnsitz verfallen: mitten im kühlen Laubwalde, an einem klaren, quellenreichen See gelegen, der Sonnengluth und dem Staube



unzugänglich, von Ruhe und Frieden umgeben. — Alle diese Eigenschaften besaß nun ein der Frau Senatorin aus früheren Schilderungen des Herrn von Gernneck bekanntes Forsthaus, zum Gute seines Schwagers gehörig. Es war also ganz natürlich, daß Frau Humpert bei ihrem Entschlus, mit Mary tiefer in's Land zu ziehen, gerade auf dieses Forsthaus verfiel. Herr von Gernneck sollte die erforderlichen Schritte thun, damit der stille, kühle Wohnsitz in kürzester Zeit bezogen werden könnte, allein wie sehr Frau Humpert ihn auch herbeiwünschte — Herr von Gernneck zeigte sich nicht. Endlich, nach Verlauf von drei Wochen, theilte sie ihm ihr Anliegen brieflich mit. Sie hätte in zwei Tagen Antwort haben können, aber acht Tage waren nun vergangen und Herr von Gernneck hatte sich weder sehen, noch etwas von sich hören lassen.

Dieser auffallende Umstand muß erklärt werden.

Das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht war endlich publicirt worden. „Die

Vertheidigung des Thrones und des Vaterlandes," hieß es im Eingange, „ist eine heilige Pflicht jedes russischen Unterthans. Die männliche Bevölkerung unterliegt ohne Unterschied des Standes der Wehrpflicht. Loskauf durch Geld, oder Vertretung durch Freiwillige ist nicht gestattet 2c.“ Dann weiter: „Der Einberufenen Eintritt in den Dienst wird durch das Loos entschieden. Personen, die nach der von ihnen gezogenen Loosnummer der Einreihung in die stehenden Truppen nicht unterliegen, werden der Landwehr zugezählt. Zur Loosung wird jährlich nur ein Alterscontingent herbeigezogen, und zwar das der jungen Leute, welche am 1. Januar des Aushebungsjahres das Alter von zwanzig Jahren vollendet haben 2c. 2c. Die allgemeine Dauer des Dienstes in den Landtruppen wird für die durch das Loos Eingereichten (nicht Freiwilligen) auf fünfzehn Jahre festgestellt, davon kommen sechs Jahre auf den activen Dienst und neun Jahre auf die Reserve.“ Der wichtige Abschnitt über „Bergünstigungen mit

Rücksicht auf Bildung“ wurde mit Gier verschlungen. Wer den Cursus einer Hochschule beendete, steht im activen Dienst nur sechs Monate, eines Gymnasiums — achtzehn Monate, einer niederen Lehranstalt — drei Jahre, einer Elementarschule — vier Jahre.

Herr von Gernneck hatte nichts von alledem durchgemacht, sondern nur eine sogenannte häusliche Bildung erhalten. Die Noth war groß.

Aber (die Gesetze haben immer ein Aber) hieß es auch: „Loskauf durch Geld ist nicht gestattet“ — es fand sich ein Ankergrund!

Bis dahin hatte eine nicht unbedeutende finanzielle Operation der Regierung darin bestanden, daß sie Rekrutenpflichtige vom Dienst liberirte gegen eine Zahlung von anfangs dreihundert, später (mit den steigenden Bedürfnissen) achthundert und zuletzt tausend Rubeln. Sie stellte dagegen Quittungen aus. Ereignete es sich nun, daß in einer Familie, die für den noch jugendlichen Sohn vorsichtshalber schon frühzeitig eine solche Quittung



erstanden, dieser Sohn starb oder durch ein erst in der Folge zur Tage getretenes Gebrechen eo ipso zum Dienst untauglich sich erwies, also auch ohne Quittung liberirt war, so blieb die Familie im Besiz derselben und konnte sie entweder einlösen oder an andere Liebhaber verkaufen. Daß unter solchen Umständen nur wenige dergleichen Quittungen umliefen, ist einleuchtend. Desto theurer aber wurden sie nun bezahlt. Kein Besizer dachte daran, seine Quittung bei der Regierung einzulösen, sondern machte von dem großmüthigen, zugleich mit dem neuen Wehrpflichtsgesetz erlassenen Zugeständniß der hohen Krone: die vorhandenen Quittungen bis auf Weiteres noch zu Recht bestehen zu lassen, sofort kaufmännischen Gebrauch. Man machte öffentlich bekannt, daß eine „Abrechnungsquittung“ (der officielle terminus technicus) dort und dort zu haben sei.

Die Nachfrage nach Quittungen wuchs riesengroß über das Angebot hinaus. Man zahlte bereits zehn-, zwölftausend Rubel für den Ablaszettel.



Die Verwandten Herrn von Gernneck's warteten anfangs wie auf dem Markt: nach Zwölf wird's billiger; der junge Herr kostete sie ohnehin schon viel genug — indessen: statt billiger zu werden, stieg die Waare zur Höhe von ganzen Capitalien. In Moskau, so erzählte man sich, seien fünfundzwanzigtausend Rubel für eine Quittung gezahlt worden. Das Opfer war zu groß.

Um dem Gerede der Leute auszuweichen, war v. Gernneck nach Petersburg gereist und hatte die Residenz zu seinem Einberufungsort gewählt.

Alle diese Einzelheiten hatte Frau Humpert endlich heute umständlich in Erfahrung gebracht, und darum sitzt sie, von einer Visite in der Stadt zurückgekehrt, so sehr derangirt auf der Veranda, den Don Quijote in der Hand.

Wer je den Schmerz eines gedemüthigten, indessen berechtigten Stolzes empfunden, der wird die Senatorin begreifen und mir die weitere psychologische Ausführung ihres Zustandes erlassen.

Herr Humpert erschien zu Mittag.

Ein einziger Blick auf seine Frau reichte hin, ihm die erschütterte Seele der Denkerin aufzudecken und ihn die Ursache errathen zu lassen. Sollte er sie trösten? Er erinnerte sich eines geharnischten Ausspruchs seiner Gattin: einen leidenschaftlich Erregten durch Vorstellungen beschwichtigen, ist ebenso nutzlos, wie einem Unglücklichen mit Trostgründen zu Hilfe zu kommen. Nein, ein tröstender Zuspruch war nutzlos, ja sogar gefährlich, und daher wollte Herr Humpert, gutmüthig wie er war, die Ärmste schonen, das heikle Thema vermeiden.

„Was liest Du jetzt, liebe Auguste?“ fragte er sanft.

Keine Antwort.

„Liest Du immer noch den Don Quijote?“

„Befremdet Dich das?!“

„Weiß Gott,“ begann der Rathsherr mit der Absicht, sich eine Blöße zu geben und dadurch den gesunkenen Muth seiner Gattin zu heben (o, er war nicht nur gutmüthig, sondern

auch ein großer Psycholog!) — „weiß Gott, ich habe das Buch auch gelesen, aber so viel Narrheit darin gefunden, daß ich es bald wieder aus der Hand legte.“

Er sollte erreichen, was er bezweckt hatte, ja noch mehr, als er bezwecken wollte.

„Ich weiß nicht mehr,“ begann die Senatorin scharf und einschneidend, — „wer die Frage gestellt hat: wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, liegt das immer am Buche?“

Herr Humpert schwieg.

9.

**Matthäus Quellchen schreibt und Alles  
nimmt ein gutes Ende.**

An einem freundlichen Herbstnachmittag — die Familie Humpert hatte bereits ihr städtisches Haus wieder bezogen — trat Kräutner nach beendeten Stunden aus Alfons' Zimmer, gefolgt von seinem Schüler, der ihn gewöhnlich bis zur Vorhaustreppe zu begleiten



pfl egte. Als sie den Corridor entlang gingen, öffnete sich vor ihnen eine Thür und in derselben erschien Mary, freundlich, aber von leiser Traurigkeit angehaucht.

„Ich wollte Ihnen zu morgen Glück wünschen,“ sagte sie, als Kräutner grüßend stehen blieb.

„Ich danke, Fräulein Mary, danke um so aufrichtiger, als mir, je näher die Stunde der Loosung heranrückt, recht zaghaft zu Muth wird. Ich habe nie in der Lotterie gespielt.“

„Warum melden Sie sich nicht als Freiwilliger? dadurch ersparen Sie sich das peinliche Loosziehen.“

„Und hätte dann als Einjähriger zwölf Monate zu dienen, während ich jetzt mit sechs Monaten davonkomme.“

„Welche Nummer müssen Sie ziehen, um frei zu werden?“

„Sicher sind gewiß alle Nummern über vierhundert. Fünfhundert ist die beste.“

„Jede Zahl, die Sie über vierhundert ziehen, soll derjenigen Rubelzahl entsprechen,



die ich dem Armendirectorium zuwenden werde. Ich wünsche die größte Zahl.

Kräutner wurde verlegen.

„Sie sind so lieb und gut gegen . . . Nun,“ lenkte er schnell ein, — „vielleicht hat der Vater der Wittwen und Waisen ein gnädiges Einsehen.“

Mary sah ihn eine Weile wie prüfend an und sagte dann, ihre Zimmerthür noch weiter öffnend, so daß zwischen herrlichen Fächerpalmen Röslein, getrennt durch einen blühenden Rosenstock vom Knaben, sichtbar erschien: „Wie gefallen Ihnen die Beiden in dieser Aufstellung?“

„Wunderschön!“ lächelte Kräutner.

„Nur will mir der Knabe nicht fest stehen; er wackelt, wie ich ihn auch drehe und wende.“

„Man muß ein Klößchen unterchieben,“ meinte Alfons, der mit Kräutner in Mary's Zimmer getreten war und sich den Fall angesehen hatte. — „Wart' einmal, ich muß dergleichen unter meinem Tischlereizeug haben.“ Damit begab er sich geschäftig hinaus.

Es trat eine athemlose Pause ein.

„Wenn Sie doch schon das Loos gezogen hätten!“ unterbrach Mary die Stille; sie glaubte, man müsse anders das heftige Pochen ihres Herzens hören.

„Warum, liebes Fräulein?“ fragte Kräutner mit unsicherer Stimme.

„Die Ungewißheit ist unerträglich!“

„Sie nehmen so viel Theil an mir . . .“

„Kann ich denn anders!“ rief sie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Er wurde blaß und roth. „Bin ich Ihnen denn wirklich etwas werth, Fräulein Mary?“

„Was quälen Sie mich so schrecklich!“

Ohne die Hände vom Gesicht zu entfernen, sank sie an seine Brust. Kräutner war außer sich vor Glück und Freude. Das geliebte Mädchen schnell und heftig umarmend, gab er sie ebenso schnell wieder frei, ergriff aber ihre Hände und sagte mit fliegendem Athem: „Um's Jahr bist Du mein!“ Einen und dann noch einen Kuß rechts und links auf ihre Hände — und hinaus war er.

Mary hatte noch die Augen voll Thränen, als Alfons zurückkehrte. Sie sprang auf ihn zu, umschlang seinen Hals und küßte ihn so heftig, so andauernd, daß der Bruder, nachdem er sich mit Mühe losgemacht, fuchswild ausrief:

„Bist Du toll geworden, Mary?“

„Ja, ja!“ lachte sie, — „ich bin ganz und gar toll!“ Sie wollte ihn von Neuem umarmen.

„Dann bring' Dir selbst die Figur in Ordnung!“ rief er, warf ihr ein paar Klößchen vor die Füße und war mit einem Satz im Corridor.

„Liebster, bester Alfons, komm' nur herein — ich thu' Dir nichts mehr!“

„Wo ist Herr Kräutner?“ Er blieb vorsichtshalber noch, wo er war.

„Ich hab' ihn geärgert und er ging fort.“

Alfons drehte ihr kurz den Rücken und ging.

Sie ereilte ihn.

„Ich hab' ihn nicht geärgert, Alfons; er



hatte aber Eile. — Thu' mir den Gefallen, geh' zu ihm nach Hause und sag': ich lass' ihn bitten, morgen nach der Loosung sofort zu uns zu kommen und uns Nachricht zu bringen. Sag' nur: ich warte darauf."

„Ja, ja!“ höhnte Alfons, — „Du bist mir die Rechte, nach deren Pfeife er tanzen wird! — Aber, ich will hingehen.“

\* \* \*

Unten im Saal ging Herr Humpert auf und nieder. Mary saß am Clavier und spielte fortissimo: „Ach du klarblauer Himmel!“

„Du bist ja heute aus Rand und Band!“ rief der Vater. „Wenn Du noch länger so darauf los Donnerst, demolirst Du den Flügel!“

Mary nahm alle ihre Kräfte zusammen zu einem gewaltigen forte fortissimo, holte hoch aus und donnerte, den Schluß mitsingend: „Da hab' ich gewußt, wohin mit der Freud'!“

Sie sprang auf.

„Gott sei Dank!“ rief Herr Humpert . . .

\* \* \*



Es ist am folgenden Tag, Vormittags. Im Saal sitzt Frau Humpert im Lehnstuhl und liest oder reflectirt, und wieder sitzt Mary am Clavier, wieder spielt sie die schöne Volksweise, aber piano, ganz piano. Den letzten Vers spielte sie gar nicht; die Hände glitten von den Tasten in den Schooß. Ob er nun bald an der Reihe ist?

Da ging die Klingel.

Mary schnellte auf und eilte zur Thür.

„Ein Brief!“ sagte sie, in den Saal zurückkehrend und die Adresse betrachtend. Ihre Blicke leuchteten auf. „Ein Brief, Mama!“ sagte sie noch einmal.

„An wen, mein Kind?“

„An Dich.“

Frau Humpert streckte die Hand darnach aus, aber Mary legte ihre Hände auf den Rücken.

„Rathe, von wem?“ scherzte sie.

Frau Humpert war, wie wir wissen, eine Dame von Scharfblick. Wo Andere nur erst zu ahnen beginnen, da hatte sie im Nu eine Kette logischer Folgerungen beisammen und

das Ende an den Chronometer ihres Verstandes befestigt.

„Von Matthäus Quellschen,“ sagte sie fest und sicher, aber höch erfreut, und erhob sich.

„Richtig, Mamachen! Und sieh', wie ich Dir mit diesem Brief gewiß eine Freude bringe — darf ich Dich bitten, auch mir eine Freude zu machen — ja?“

Die Senatorin hatte den Brief erbrochen, den Inhalt überblickt: vier enggeschriebene Seiten voll! Ihre Denkerstirn strahlte vor Genugthuung.

„Was Dir nur immer Freude machen kann, mein Kind,“ sprach sie, bereits im Lesen vertieft, — „ich gewähre es gern.“

„Lies nur erst Deinen Brief zu Ende, Mamachen; ich werde warten.“

Aber das war leicht gesagt. Der Brief mußte lauter tiefsinnige Dinge enthalten. Frau Humpert las fünf Secunden und reflectirte fünf Minuten. Das dauerte so eine halbe Stunde. Mary war an's Fenster gegangen und kam jetzt zurück.

„Noch nicht zu Ende?“ fragte sie.

„Noch lange nicht! und ich werde ihn jetzt auch nicht zu Ende lesen. Er enthält Schönheiten an Styl, Geist und Empfindung, die man entweihen würde, wollte man sie anders als in geweihter Stunde lesen. Dieser Brief kann jeden Augenblick von da, wo er mit ‚verehrte Frau‘ beginnt, bis zum Schluß, wo er mit ‚Ihr dankbarer Matthäus Quellschen‘ endet — gedruckt werden. — Nun, welche Freude kann ich Dir bereiten, mein Kind?“

Statt zu antworten, fiel Mary der Mutter um den Hals.

„Das ist sonderbar,“ murmelte Frau Humpert, diesmal doch nicht gleich orientirt in dieser auffallenden Erscheinung; aber als sie ihres Kindes Haupt aufrichtete und die dunklen, sonst so lachenden Augen voll Thränen sah, da hatte die Schnelldenkerin den Grund auch schon gefunden.

„Sieh’ da, meine Mary liebt,“ sagte sie, die Wangen des Mädchens streichelnd. „Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: wer



von der Liebe Thränen scheidet, der scheidet sie von ihrem Lebensquell; eine lachende Liebe ist keine. — Was soll denn da noch die Freude, die ich Dir bereiten könnte?"

Mary sah die Mutter bittend an. „Wenn Krätner kommt," begann sie leise und zögernd, — „meine liebe, liebe Mama — dann sei freundlich und gut gegen ihn."

Die Senatorin ließ sich mit undüsterter Stirn in ihren Lehnstuhl nieder. Lange, bange Minuten vergingen. Noch erhob das Mutterherz nicht die Stimme; Frau Humpert reflectirte.

„Er ist zu jung," stipulirte sie endlich.

„Liebe Mama, wie häufig hast Du zu Papa gesagt: das heroische Zeitalter der Männer ende mit dem dreißigsten Jahre!"

Frau Humpert schwieg.

So war eine Stunde schnell vergangen. Herr Humpert und Alfons erschienen. Alfons war im Saale des Stadthauses gewesen, wo das Glücksrade sich drehte, um Krätner zu sehen, hatte sich aber nur durch die Menschenmasse, die das Treppenhaus anfüllte, nicht



aber in den Saal drängen können. Kräutner hatte er nicht zu Gesicht bekommen. Doch mehr als hundert junge Leute seien bereits aufgerufen worden.

Da ging wieder die Klingel.

Mary stürmte in's Vorzimmer.

„Bierhundertdreiundneunzig!“, hörte man Kräutner's frohe Stimme.

„Durch, durch!“ schrie Alfons.

„Glück muß der junge Mann haben,“ sagte Herr Humpert.

Frau Humpert reflectirte.

Im Vorzimmer hatte man gleich nach dem freudigen Ausruf der Nummer ein helles, jauchzendes Auflachen vernommen, worauf tiefe Stille folgte, die dann mit einem ganz eigenen Schall endete.

Kräutner trat in den Saal; an seinem Arm hing Mary.

Alfons und Herr Humpert machten zwar beide ein höchst erstauntes Gesicht, aber bald lächelte der Vater zufrieden.

Frau Humpert erhob sich. Sie war etwas

befangen, als Mary mit dem „Mann ihrer Wahl“ ihr gegenüberstand, sammelte sich aber und begann mit zunehmender Herzlichkeit:

„Ich hoffe, Herr Kräutner, Sie werden mein Kind glücklich und dem Namen, den sie jetzt noch führt, Ehre machen. Ist Ihnen in Ihrem Beruf auch weniger Gelegenheit geboten, mit der Zeit eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, so sind doch bedeutende Menschen niemals an einen Beruf gefesselt gewesen. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe: Raphael malte Teller, ehe er zu dem Ruhm stieg, den ihm jetzt Niemand streitig machen wird.“

Sie reichte ihm die Hand, die Kräutner bewegt an seine Lippen führte, und die sie ihm dann, thränengefüllten Blickes, auf das schwarze lockige Haar legte.

Das Mutterherz hatte gesprochen.

\* \* \*

Kräutner hielt Wort. Noch vor Ende des Jahres in das Amt des Directors der Humpert'schen Fabrik installirt, führte er sein Glück

und seine Freude, die reizende kleine Braut, zum Altar, und jetzt sind sie seit bald einem Jahr verheirathet. — Herr von Gernneck hat unglücklich gezogen, ist aber durch Verwendung angesehenen Personen als Bergünstigter zweiter Kategorie in das Leibgarde-Kürassierregiment der Kaiserin hineingeschoben worden, wo sich der kühne Reiter wohl fühlen soll. — Spiel und Dose, die beiden Ostpreußen, sind endlich in Riga festhaft geworden.

Das ist die unverwickelte Geschichte.



